

Oktober 10/2011

Aus dem Inhalt

Egbert Ballhorn
Der heilende Gott 289

Klaus Vellguth
Geschwister im Glauben 291

Markus Roentgen
„Ihr seid das Salz der Erde“ 295

Monika Bellgardt, Kerstin Duhme,
Anja Lemme, Thomas Stülmeyer
Lasset die Kinder zu uns kommen 297

Elmar Trapp
Seelsorge – eine (andere) Pflegequalität? 300

Peter Kohlgraf
„Überwältigt durch das Licht“ 307

Alois Schlachter
Zeit zum Zölibat 313

Leserbrief 316

Literaturdienst: 318

Reinhard Körner OCD: Jesus bleibt Kleinbauer
Hans-Rüdiger Schwab (Hrsg.): Eigensinn und Bindung
Josef Zmijewski: In Hoffnung unterwegs

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

PD Dr. Egbert Ballhorn, Neue Straße 3, 31134 Hildesheim |
Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth, Münsterstr. 319, 52076 Aachen |
Markus Roentgen, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Pfarrer
Dr. Thomas Stühlmeyer, Bramstraße 105, 49090 Osnabrück |
PR Elmar Trapp, Bartholomäus-Schink-Str. 6, 50825 Köln |
Pfarrer PD Dr. Peter Kohlgraf, Freithof 3, 41460 Neuss |
P. Alois Schlachter cpps., Missionshaus Hl. Kreuz,
Schlossstraße 15a, 83278 Traunstein

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Egbert Ballhorn

Der heilende Gott

„Unkaputtbar“. Das ist ein hübscher, augenzwinkernder Ausdruck für Alltagsgegenstände, die so dauerhaft sind, dass sie praktisch nicht zerstört werden können. „Unzerbrechlich“ sind viele Gegenstände aus Kunststoff. Der Mensch selbst ist es nicht: unzerbrechlich. Im Leben hat man vieles zu überstehen, manches nur mit Blessuren.

In den Psalmen gibt es ein Hoffnungswort für Zerbrochenes. „Der HERR baut Jerusalem auf, die Zerstreuten Israels sammelt er, er heilt, die zerbrochenen Herzens sind und verbindet ihre Wunden“ (Ps 147,2f.).

Das Bild des zerbrochenen Herzens ist anrührend. Vieles im Leben hinterlässt Spuren im Herzen, nicht nur das Schöne, auch das Schwere. Manches davon verletzt das Herz. Heilt es von allein?

Kleine Kinder können herzerreißend weinen. Und sie lassen sich gerne trösten. Wie schön ist es wenn Eltern oder Großeltern ein zerbrochenes Herz heilen können: durch ihre Anwesenheit, ein liebevolles Wort, eine Umarmung. Das Kind hört auf zu weinen, denn es spürt: ich bin nicht allein, ich bin geborgen.

Gott will auch trösten. Er will das Geschehene nicht ungeschehn machen. Aber er will die Scherben einsammeln, will zusammenfügen, was auseinandergebrochen ist. Das sprechen die Psalmen uns zu. Gott tritt in die Rolle des Tröstenden, des Heilenden, des Aufbauenden ein. Dies ergänzt das Gottesbild der Psalmen um einen kostbaren Aspekt. Viele Psalmen sind geprägt von der durch Menschen kaum auszuhaltenden Spannung von fernem und nahem Gott. Die Polarität des fernen Gottes, der nicht einzuschreiten scheint, und des nahen Gottes, der sich als stark und mächtig erweist, wird in Ps 147 in eine neue Dimension hinein erweitert. Der nahe Gott ist der intime Gott, der zärtli-

che Gott. Er ist kein Wunderarzt, der einfach ungeschehen macht, was verletzt hat. Er schaut jede Wunde einzeln an, verbindet sie und ermöglicht so den Heilungsprozess.

Dass Wunden verbunden werden müssen, heißt: Sie verschwinden nicht spurlos. Sie müssen vielmehr sorgfältig und aufmerksam behandelt werden. Dann erst kann ein Heilungsprozess einsetzen. Aufbauen, Trösten, Heilen. Das sind alles Geschehnisse, die Zeit brauchen, die langsam und Schritt für Schritt ablaufen, die leise sind. Gott kann kraftvoll und laut sein, und er muss es sein, um gegen das Unrecht der Welt und gegen die Mächte des Todes aktiv einzuschreiten. aber ebenso auch diskret und leise. Woran ist Gott in manchen Situationen des Lebens zu erkennen? Wenn man dem Bild aus Ps 147 weiter folgt, dann erfährt man Gott aus seinen Wirkungen: Wenn Wunden langsam heilen, wenn Menschen in der Zerstreuung und Vereinsamung in die Gemeinschaft der Gläubigen versammelt werden, wenn zerbrochene Herzen Heilung finden.

Auf die Spur dieses Gottes kann man gelangen, wenn man in den Psalmen nach ihm sucht.

Mit den Psalmen beten lernen

In der alten Kirche gab es den guten Brauch der Psalmen-Oration. An das Ende eines jeden Psalms wurde ein je eigene, auf ihn bezogene Oration gesprochen. Hierdurch wurde auch die Polarität von Lesung und Gebet verdeutlicht. Der Psalmentext selbst wird als Lesung der versammelten Gemeinde dargeboten. Erst im Anschluss an die Lesung erhebt sich die bisher zum Hören versammelte Gemeinde zum Gebet, und der Vorsteher spricht im Namen aller ein solches Gebet, das einen konkreten Aspekt des gehörten Psalms auf die aktuelle Situation hin auslegt und ihn anwendet. So kann die biblische Lesung in das konkrete Gebet übergehen. Ein Rest davon ist auch im heutigen Stundengebet wiederzufinden. Das „Ehre sei dem Vater ...“, das am Ende eines jeden

Psalms gesprochen wird, ist nicht etwa die nachträgliche Verchristlichung eines vermeintlich vorchristlichen Textes, es ist vielmehr der Überrest der früher gebräuchlichen Psalmenoration, die, wie jede Oration, mit dem Lob Gottes endet.

An der Wiedergewinnung eines Gebetes, das sich ständig neu vom biblischen Wort der Psalmen inspirieren lässt, ist viel gelegen. Die Oration, die auf die Psalm-Lesung folgt, kann ein guter Weg dazu sein, für den einzelnen ebenso wie für die Liturgie der Tagzeiten in der Gemeinde.

Die Form der Oration ist für das persönliche und für das gemeindliche Gebet gleichermaßen geeignet. Immer wird es ein Dreischritt sein: Aufmerksames Lesen und Hören des Psalmtextes, dann ein Moment des schweigenden Verweilens und des Hörens auf das innere Echo des biblischen Wortes und schließlich die Worte des eigenen Gebetes.

Der Text des gehörten Psalms kann mich anregen, meine eigene Bitte an Gott zu richten. Bei Ps 147 kann das beispielsweise bedeuten: Wo möchte ich, dass ich von Gott geheilt werde? Wie will ich von ihm getröstet werden? Wo erbitte ich Trost für andere Menschen? Wofür steht Jerusalem, das von Gott wieder aufgebaut werden wird?

Die Form der Gebetsantwort als Reaktion auf das Hören des Psalmenwortes trägt noch einen weiteren Vorteil in sich: Die biblischen Texte bleiben nicht einfach in sich stehen, sondern regen dazu an, sie zu kontextualisieren, sie mit dem eigenen Leben und mit den Erfahrungen und Bedrängnissen der gegenwärtigen Zeit in Beziehung zu setzen.

Lasst uns beten.

Liebe Leserinnen und Leser,

der Oktober lenkt jedes Jahr mit dem Weltmissions-Sonntag unsere Aufmerksamkeit auf die Weltkirche. **Prof. Dr. Klaus Vellguth**, Referent bei missio Aachen und zugleich mein Kollege beim „Anzeiger für die Seelsorge“, führt mit dieser Perspektive in die Kirche des Senegal ein: Was gibt es dort zu sehen und was zu lernen?

Dipl. Theol. Markus Roentgen, Referent für Spiritualität in der HA Seelsorge des Generalvikariates Köln, legt das diesjährige Motto der Kölner Domwallfahrt aus: „Ihr seid das Salz der Erde“ (Mt 5,13). Damit setzt er Wegzeichen dafür, was Nachfolge bedeutet.

Genau unter diesem Aspekt lässt sich auch der nächste Beitrag lesen, in dem die Kindergarten-Leiterinnen M. Bellgardt, K. Duhme und A. Lemme aus Osnabrück zusammen mit **Pfr. Dr. Thomas Stühlmeyer** berichten, wie organisatorische Vernetzung durch die Suche nach gemeinsamem spirituellem Handeln eine ganz neue Tiefendimension erhält und eine innere Verbundenheit mit den Kindern wie Eltern entstanden ist.

Über den Zusammenhang von Pflege und Seelsorge in Altenheimen im Zusammenspiel der verschiedenen hauptamtlichen und ehrenamtlichen Kräfte denkt **PR Elmar Trapp** nach, selbst Regionalbeauftragter für Altenheim-Seelsorge im Stadtdekanat Köln.

PD Dr. Peter Kohlgraf, Lehrbeauftragter für Religionspädagogik an der Uni Münster und Schulpfarrer in Neuss, verbindet sein seelsorgliches Anliegen, die Menschen für Gott zu öffnen, mit seinem musikalischen Interesse und zeigt mögliche Zugänge über die drei Komponisten J. S. Bach, O. Messiaen sowie Arnold Schönberg auf.

P. Alois Schlachter cpps. schließlich stellt den Wert des Zölibats in seiner Zeichenkraft heraus und überrascht dabei besonders durch seine Gegenüberstellung zur heutigen Zeichenkraft der Eucharistie.

So bleibt das Heft spannend bis zum Schluss. In diesem Sinne wünscht Ihnen eine ertragreiche Lektüre

Ihr 

Gunther Fleischer

Geschwister im Glauben

Kirche im Senegal

„Wie ist es möglich, den christlichen Glauben getreu in einem multikulturellen und religiös vielfältigen Umfeld weiterzugeben, in dem wir eine Minderheit darstellen? Welches Wort der Hoffnung geben wir den Frauen und Männern bei uns, die tagtäglich von Krisen heimgesucht werden, die das Leben in unserer Gesellschaft bestimmen?“ Diese Frage könnte mit Blick auf die deutsche Ortskirche formuliert worden sein, die sich gegenwärtig damit konfrontiert sieht, in einer pluralen Gesellschaft in eine Minderheitensituation zu geraten. Tatsächlich formulierten die Frage aber Bischöfe aus dem Senegal, als sie sich zum Abschluss des Priesterjahres fragten, was die zentralen Herausforderungen der Zukunft für die Kirche in ihrer westafrikanischen Heimat seien. Die Ähnlichkeit der derzeitigen kirchlichen Suchbewegungen auf den verschiedenen Kontinenten unabhängig vom teilweise doch sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen und kulturellen Kontext ist erstaunlich. Die Herausforderungen, mit denen sich die Katholische Kirche konfrontiert sieht, scheinen sich globalisiert zu haben. Und so ist es eine Chance, wenn wir in Deutschland von anderen Ortskirchen lernen und uns davon bereichern lassen, wie Christen in anderen Teilen der Welt Gegenwart und Zukunft gestalten. Dazu lädt auch der Sonntag der Weltmission ein, den die Katholische Kirche in diesem Jahr am 23. Oktober feiert. Das Beispielland ist der Senegal. 12,5 Millionen Menschen leben in diesem westafrikanischen Staat, fast 50 Prozent der Bevölkerung hat sich – vor allem auf Grund einer intensiven Landflucht – in den letzten Jah-

ren in den Städten angesiedelt. Das westlichste Land Afrikas gehört mit zwei Drittel seiner Landfläche zur Sahelzone.

Geprägt ist die senegalesische Gesellschaft durch seine unterschiedlichen Ethnien. 43,3 Prozent der Bevölkerung zählen zu den Wolof, 23,8 Prozent zu den Pulaar, gefolgt von 14,7 Prozent Sérèr, 3,7 Prozent Diola, 3 Prozent Mandinka, 1,1 Prozent Suninké sowie 10 Prozent, die anderen Bevölkerungsgruppen zugeordnet werden. Prägend sind für den Senegal darüber hinaus vor allem zwei Faktoren: zum einen die religiöse Vielfalt und zum anderen die dominierende Rolle der Frau in der Gesellschaft.

Die Katholische Kirche befindet sich im Senegal in einer deutlichen Minderheitensituation. Während acht Prozent der Bevölkerung christlichen Kirchen angehört, bekennen sich 90 Prozent der Senegalesen zum Islam. zwei Prozent der Bevölkerung gelten als Anhänger traditioneller afrikanischer Religionen. Dies ist jedoch eine Differenzierung, die einem europäisch geprägten demographischen Denken entspringt. Doudou Diène schreibt über die religiöse Vielfalt in seiner Heimat pointiert: „Im Senegal ist das Christentum – wie der Islam – zutiefst von dem geprägt, was die Europäer Animismus nennen, das heißt von einem Sinn für das Sakrale in allen Dingen. Im Senegal gibt es 90 Prozent Muslime, acht Prozent Christen, zwei Prozent erklärte Animisten und hundert Prozent tatsächliche Animisten.“

Christlich-islamische Beziehungen

Charakteristisch für die Situation der Kirche im Senegal ist ihre Minderheitensituation. Dabei sind die Beziehungen zwischen Christen und Muslimen im Senegal traditionell gut. Damit dies so bleibt, haben die senegalesischen Bischöfe eine Kommission ins Leben gerufen, die sich der christlich-muslimischen Beziehung widmet. Die Bischöfe wollen die Christen für die Notwendigkeit

sensibilisieren, offen für Muslime zu sein, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, mit ihnen zusammenzuarbeiten und in Frieden mit den Muslimen zu leben. Ihnen ist es dabei wichtig, dass religiöse Streitigkeiten bereits im Ansatz erstickt werden.

Obwohl die Katholische Kirche sich im Senegal in einer deutlichen Minderheitensituation befindet, übt sie doch einen starken Einfluss auf die Gesellschaft aus. Dies lässt sich nicht nur darauf zurückführen, dass der bis heute verehrte Staatsgründer Léopold Senghor ein bekennender Katholik war. Im Senegal gelingt es der Kirche, gerade durch ihr soziales Engagement allseitige Anerkennung zu gewinnen. Jacques Sarr, der vor kurzem verstorbene Bischof der senegalesischen Diözese Thiès, betonte die Bedeutung des sozialen Engagements der Katholischen Kirche für ihren Stand in der senegalesischen Gesellschaft: „Anerkannt ist die Kirche durch das persönliche Zeugnis der Kirchenmitglieder – Muslime sagen häufig, die Christen seien ernsthafte, anständige, gewissenhafte Menschen – andererseits aber auch durch das soziale Engagement der Kirche: ihre Schulen, ihre Gesundheitszentren. Die Menschen wissen die Dienste der Kirche zu schätzen, die die Kirche ihnen durch die sozialen Einrichtungen anbietet, zum Beispiel durch die Caritas. Wenn die Menschen Probleme haben, merken sie, dass die Kirche bereit ist, ihnen durch die Caritas zu helfen. Auch im Kampf gegen die Armut, in der Frage der Entwicklungshilfe und im Bereich der Frauenförderung ist die Kirche aktiv. All dies hat dazu geführt, dass die Senegalesen die Kirche und das, was sie tut, zu schätzen wissen und ihr viel Vertrauen entgegenbringen.“

Die Kirche im Senegal möchte durch konkrete Schritte zeigen, dass christlich-muslimische Beziehungen nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Realität die Gesellschaft bereichern. Konkret wird dies beispielsweise bei Projekten wie „Sida Service“. Bereits früh hat die Katholische Kirche der Ausbreitung von HIV/AIDS in dem westafri-

kanischen Land den Kampf angesagt und Sida Service gegründet („Sida“ ist die französische Bezeichnung für AIDS). Die Organisation koordiniert Maßnahmen der Katholischen Kirche und versteht sich zugleich als eine pastorale Struktur, durch die sozialpastorale Arbeit der Kirche angesichts der Epidemie geleistet wird. Sida Service engagiert sich im Bereich der Bewusstseinsbildung, bietet freiwillige (und kostenlose) Tests der Bevölkerung an, betreut Infizierte sowohl medizinisch als auch psychosozial und setzt sich in Kirche und Gesellschaft für die Belange der HIV-Infizierten und AIDS-Erkrankten ein. Besonders wichtig ist Sida Service dabei die enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Muslimen. Deshalb hat sich die Organisation der „Alliance Nationale des Religieux et des Experts Médicaux contre le Sida au Senegal“ angeschlossen, einem Zusammenschluss von christlichen und muslimischen religiösen Führern, die in enger Zusammenarbeit mit Medizinern der Pandemie in dem westafrikanischen Land den Kampf angesagt haben. Und das mit Erfolg: Im Senegal beträgt die Infektionsrate nur 0,7 Prozent – eine im afrikanischen Vergleich erfreulich niedrige Infektionsquote.

Kirche der Frauen

Ein zweites Charakteristikum der senegalesischen Kirche besteht darin, dass sie in besonderer Weise von Frauen getragen wird. Dies mag kulturelle Ursachen haben: Traditionell findet in der Wolof-Kultur das matrilineare Prinzip in der auffallend dominanten Stellung der Frau innerhalb der Familie, im sozialen, wirtschaftlichen und im kulturellen Leben ihren Niederschlag. Frauen sorgen für den Lebensunterhalt der Familie, sie kümmern sich um die Erziehung und Ausbildung der Kinder und organisieren den Haushalt. Obwohl mehr als zwei Drittel der Frauen weder lesen noch schreiben können, sind sie es, denen oft genug die Lasten des Lebens aufgebürdet werden und die das Land tragen. Den Verantwortlichen der Katholischen Kirche im Senegal ist bewusst, dass sie sich

vor allem an die Frauen wenden muss, wenn sie etwas für die Zukunft des Landes erreichen will. Dies zeigt sich in zahlreichen Projekten, die in den vergangenen Jahren initiiert worden sind.

Wohnheim für junge Frauen in Dakar

Als eines der kirchlichen Projekte zur Förderung von Frauen unterhält die Kirche in der Hauptstadt Dakar ein Wohnheim. Viele Schulen sowie die Universität sind in Dakar angesiedelt. Mädchen und junge Frauen, die außerhalb von Dakar wohnen, können diese Schulen bzw. die Universität nur besuchen, wenn sie eine bezahlbare Unterkunft finden. Die Unterkunft ist die Voraussetzung, um den Frauen einen Zugang zur Ausbildung zu ermöglichen, die ihnen und oft auch ihren Familien später eine finanzielle Grundlage bietet. Eine sichere Wohnung ist gerade für junge Frauen in Dakar auch deshalb wichtig, da sozial benachteiligte Frauen in der Hauptstadt des Senegal gefährdet sind, in die Prostitution abzugleiten. Um den jungen Frauen, die im Senegal zum vulnerablen Teil der Bevölkerung gehören, zu helfen, haben die Filles du St. Coeur de Marie, eine einheimische Schwesternkongregation, in Dakar bereits vor 40 Jahren das „Centre d'accueil des jeunes filles“ gegründet. Hier bieten die Ordensschwestern mit einer kleinen Kommunität 24 jungen Frauen eine Unterkunft und ermöglichen es ihnen so, in der Hauptstadt des Landes eine Schule bzw. die Universität zu besuchen. Die Räumlichkeiten, die den Schwestern für die jungen Frauen zur Verfügung stehen, sind extrem einfach. Ursprünglich war das Zentrum für fast 50 Schüler/innen und Student/innen ausgerichtet. Nachdem aber vor fünf Jahren Wasser in ein Gebäude eingedrungen ist und dieses zerstört hat, kann es heute nicht mehr genutzt werden. Deshalb sind nun umfangreiche Baumaßnahmen geplant, um auch den zweiten Schlafraum wieder bewohnbar zu machen. Derzeit schlafen die Mädchen in einem einzigen gemeinsamen Schlafraum. Darüber

hinaus verfügt das Zentrum über einen Studienraum sowie einen Platz zum Essen und einem Gemeinschaftsraum. Trotz der einfachen Verhältnisse möchten viele Mädchen und junge Frauen bei den Ordensschwestern eine bezahlbare und sichere Unterkunft finden, damit sie die Schule und später die Universität besuchen können.

Agrar-pastorales Projekt zur Unterstützung der Frauen

Vier Fünftel der Bevölkerung ist im Senegal in der Landwirtschaft tätig. Die Kirche unterstützt Frauen, die im Agrarbereich tätig sind, auf vielfältige Weise. In Kiniabour, einem etwa anderthalb Autostunden von Dakar entfernt gelegenen Ort, hat die Frauengruppe der Associé des Filles du Saint Coeur de Marie (AFISCOM) Land erworben, das künftig von den Frauen aus den umliegenden Dörfern kultiviert werden soll. Geplant ist, dass auf dem Land Felder angelegt werden, auf denen die Frauen Tomaten, Gurken, Karotten, Kartoffeln etc. anbauen. Die Ernte soll zum einen den Familien der Frauen als Nahrungsmittel zugute kommen. Darüber hinaus wollen die Ordensschwestern den Frauen aber auch zeigen, wie das Gemüse konserviert und vermarktet werden kann. Damit soll den Frauen, die oft die primären Ernährer der Familie sind, geholfen werden, die lange Trockenzeit (in dieser Region dauert die Regenzeit nur vier Monate) zu überbrücken. 800 Mitglieder der Associé des Filles du Saint Coeur de Marie haben in den vergangenen Monaten Geld gesammelt, um das Land zu erwerben. Nun soll es kultiviert und der Gemeinschaft zur Verfügung gestellt werden.

Zentrum zur Frauenförderung

Ein weiteres Projekt zur Förderung von Frauen befindet sich in Mbour. Es wendet sich vor allem an Frauen, die emotional und sozial verletzt sind: Mbour befindet sich an einem Verkehrsknotenpunkt im Westen des

Senegal. Da sehr viele Fernfahrer auf dem Weg nach Dakar durch Mbour kommen, hat sich Mbour zu einem Zentrum der Prostitution im Senegal entwickelt. Nachdem in den letzten Jahren der Tourismus Einzug in diesem Landesteil gehalten hat, blühte auch der Sextourismus auf. Viele Frauen prostituieren sich für europäische und amerikanische Touristen, die in den Hotelanlagen entlang der Küste untergebracht sind. Vor allem Frauen, die von ihrem Mann verlassen worden sind, sehen in der Prostitution eine Möglichkeit, sich selbst und ihre Kinder zu ernähren. Viele der Frauen gehen der Prostitution unmittelbar in Mbour nach. Andere schämen sich, wenn sie in ihrer eigenen Heimatstadt bei der Suche nach Freiern beobachtet werden. Aus dem Grund verlassen sie Mbour und gehen in anderen Regionen des Landes der Prostitution nach.

Die Schwestern der Unbefleckten Empfängnis (Immaculée Conception) möchten Frauen alternative Wege aufzeigen, wie diese den Lebensunterhalt bestreiten können. Aus diesem Grund haben sie in Mbour eine Schule gegründet, die heute fast 1.500 Schüler/innen besuchen. Darüber hinaus leisten die Schwestern in Mbour Aufklärungsarbeit und informieren ihre Schüler/innen über die Übertragungswege von HIV/Aids. Regelmäßig bieten die Schwestern dazu Lehrgänge zusammen mit dem Sida Service in Mbour an. Wichtig ist ihnen dabei ein ganzheitlicher, spirituell ausgerichteter Ansatz. Dieser ganzheitliche Ansatz berücksichtigt auch, dass den jungen Frauen ein alternativer Weg des Gelderwerbs ermöglicht werden muss. Aus diesem Grund bieten die Schwestern Einführungskurse an, in denen sie den jungen Frauen das Färben von Stoffen, das Schneidern und Sticken beibringen, darüber hinaus Französischkurse, Alphabetisierungskurse und Kurse zur Kinderpflege. Zusätzlich zu ihrem Engagement besuchen die Ordensschwestern auch umliegende Dörfer von Mbour und helfen den Frauen dort, damit sie ihre Familien ernähren können.

Weltkirche heißt: sich beschenken lassen

Diese Projekte zeigen exemplarisch, wie sich die Katholische Kirche im Senegal darum bemüht, Frauen zu fördern und sie bei der Wahrnehmung ihrer Rechte zu stärken. Die Förderung der Frauen stellt ebenso wie die Existenz in einer extremen Minderheitensituation eine besondere Herausforderung für die Katholische Kirche im Senegal dar.

Geographisch gesehen scheint der Senegal weit entfernt. Wenn man sich diese beiden zentralen Herausforderungen des Landes ansieht, ist uns der Senegal in Deutschland aber erstaunlich nah – die Herausforderungen an die Kirche in Deutschland sind verblüffend ähnlich. Der Sonntag der Weltmission ist eine Einladung, über den Tellerrand der eigenen Ortskirche hinauszuschauen und sich in der Lerngemeinschaft Weltkirche von Ortskirchen wie dem Senegal ansprechen und bereichern zu lassen. Wer diese Einladung annimmt, macht sich anfangs vielleicht Gedanken darüber, was sein „Gastgeschenk“ sein könnte. Doch schon bald wird er merken, dass er selbst in der Lerngemeinschaft Weltkirche der Beschenkte ist: Beschenkt mit dem Engagement der Frauen für ihre Familien, mit dem Festhalten der senegalesischen Kirche am christlich-muslimischen Dialog, mit dem Glauben der westafrikanischen Christen an Jesus Christus, mit ihrer Hoffnung auf eine bessere Zukunft und mit ihrer Gemeinschaft im Gebet, in dem sie mit uns sehnsuchtsvoll ahnend nach Gott tasten.

Markus Roentgen

„Ihr seid das Salz der Erde“

Impulse aus der Heiligen Schrift zum Motto der Kölner Domwallfahrt 2011

Prinzip und Fundament, Salz der Erde zu sein, zu werden ist die bedingungslose Annahme jedes Menschen, der in die Welt kommt als gottgewirktes JA!

So, wie es das Buch der Weisheit 11,24 sagt: *„Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von allem, was du gemacht hast; denn hättest du etwas gehasst, so hättest du es nicht geschaffen.“*

Und wer das Gute liebt, liebt es in allen Anderen ... und das Leid des entferntesten Menschen, sei er jenseits der Meere, ist mir so wichtig wie das eigene Leiden, das Leiden der Freunde, das Leiden eines JEDEN – so, wie GOTT KEIN AUßEN KENNT!

Das Wesentliche des Christentums ist die Liebe zu Gott und zu allen Menschen als Mittvollzug der Gottesgeburt in jedem Menschen.

Der Prophet Jesaja unterstreicht dies aus dem Leben Gottes heraus gesagt, mehr noch – gewirkt:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir (Jes 43,1).“

Und der Johannesevangelist bezeugt, dass der Geschmack Gottes in der Welt das bedingungslose Lebensja Gottes ist, vor aller Leistung und trotz aller Schuld:

Joh 1,9 in der Übersetzung des Meister Eckhart lautet: *„das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt“* – in diesem Licht, GOTT IN UNS UND ALLEM UND ALLEN, ist alles Wesenswissen enthalten und ist unzerstörbar DA – VOR MIR, IN MIR, AUS MIR, DURCH MICH!

Die Geheimnisse des Lebens Jesu falten dies im Blick auf seine Nachfolgegemeinschaft aus:

„Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer!“ (Mt 9,13 par Hosea 6,6)

„Ich habe euch Freunde genannt“ (Joh 15,15). In Gottes Freundschaft leben, mit ihm sprechen, wie mit einem Freund; vgl. Ex 33, 7-11 *„von Angesicht zu Angesicht mit dem UNERMESSLICHEN reden – JHWH – wie jemand mit seinem Freunde spricht“* (im LEEREN Offenbarungszelt).

Diese Liebesannahme Gottes, die der Welt Würze, Geschmack, Sinn, Perspektive und aufrichtendes Leben gibt, sie geht darin bis in die letzten Dunkelkammern der Existenz, der Geschichte, der kosmischen Bewegungen:

Wir sollen teilnehmen und in unser Leben aufnehmen die liebende KENOSE GOTTES, die Selbstentleerung Gottes, den Abstieg Gottes bis in die letzte Armseligkeit (Phil 2,1-11; vor allem 2,7): *„Nein. Ausgeleert hat er sich selbst, Knechtsgestalt hat er angenommen; in Menschengestalt trat er auf und ward in der Art als Mensch erfunden.“* (KENOUN = leer machen im griechischen Text; lateinisch „exinanivit“). Gott hat sich ausgeleert; übergeben, ist abgestiegen; hat sich überliefert, ausgesetzt, ausgeliefert: AUSSETZUNG DES ALLERHEILIGSTEN!

Dies mindert nicht die legitime Wut über die Entheiligung und Pervertierungen des Lebens Gottes in der Welt, wund gegenüber dem Fehl an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Welt – vgl. die Tempelaustreibung durch Jesus, etwa Mk 11,15-19.

Im Wort: *„Ihr seid das Salz der Erde“* (Mt 5,13) geht es also darum: Das Leben Jesu (und immer mehr das ganze Leben Jesu) mit dem eigenen Leben zu leben, denn

**Jesus lebt seine Bergpredigt.
Er tut, was er sagt!**

Mt 5,1-7, 29; vgl. Lk 6,20-49 werden Schritt um Schritt von Jesu Leben bis ins Sterben und in das Mysterium der Auferweckung eingeholt.

Das hieße für die Nachfolgegemeinschaft Kirche etwas wunderbar Würzvolles gegenüber dem seichten und faden und ekligen Geschmack einer einander ausgrenzenden Lebenswirklichkeit, pointiert etwa so:

Kürzeste Definition von Kirche
(Wunschtraum)

Ein Haus, wo jemand willkommen ist,
der sonst nirgendwo anders willkommen ist.

Es zählt so der Mensch nicht nach dem, was er hat, sondern nach dem, wer er ist – unendlich gottverbunden bejaht und so befähigt, wirklich, also wirkend, immer liebender zu werden, zu sich selbst, zum je Nächsten, zu den Fernsten, zur gesamten Weltwirklichkeit.

So ist „Salz der Erde“ zu werden im Kern der Anruf, dass einer dem anderen Menschen ein Leibseelsorgender werde, gegenseitig, denn jeder Mensch braucht Unterstützung vom nächsten Menschen, ja, alle Kreatur braucht Hilfe von allen! Dass in diesem Domwallfahrtsjahr vor allem der Blick gerichtet ist auf die vielen ehrenamtlich Wirkenden und Tragenden der Kirche, verdeutlicht, dass der menschengewordene Gott uns braucht und nötig hat (denn Leben mit Gott durch den Heiligen Geist Jesu der Kirche ist ein gegenseitiges Beziehungsgeschehen aus geschenkter Freiheit zwischen Schöpfer und Geschöpf), damit der allheilige Anfang und das österliche Ziel in der Welt durch uns schon Stätte(n) finden. Dies gibt dem Glaubensfest in diesem Jahr eine besondere Ausrichtung:

Leibseelsorgender Mensch

*Der die Leiden
kennt*

*demütig zart
wund
und
stark*

wenn möglich

*mit Osterreich
im Gesicht*

*aus dem lösenden
W O R T
spricht*

mit den Händen

liebend

leibhaftiges

Licht

Die Domwallfahrt 2011 lädt dazu ein, in Begegnung, Gottesdienst, Wallfahrtsweg, Auseinandersetzung und Fest!

www.domwallfahrt.de

Monika Bellgardt, Kerstin Duhme, Anja Lemme, Thomas Stühlmeyer

Lasset die Kinder zu mir kommen

Entwicklung einer Gebetskultur in Kindergartenambesprechungen

Die rechtliche Zusammenlegung dreier Kirchengemeinden zu einer neuen Pfarrei führte im Norden der Stadt Osnabrück die Kindergärten an den Kirchorten Christus König, Heilig Geist und St. Franziskus näher zusammen. Wir¹ haben uns gefragt, ob wir neben allen rechtlichen, organisatorischen und praktischen Verbindungen auch einen gemeinsamen spirituellen Impuls setzen können.



Inspiriert wurden wir bei dieser Fragestellung durch das Bild von Emil Nolde *Christus und die Kinder*.² Nolde greift die biblische Erzählung von der Segnung der Kinder auf (Mk 10,13-16). Uns haben auf diesem Bild die hellen Gesichter der Kinder angesprochen, denen Jesus sich zuwendet. Zwar steht Jesus kompositorisch im Schnittpunkt der

Bildlinien, aber seine Gestalt, die der Betrachterin den Rücken zuwendet, bildet nicht die thematische Mitte. „Diese hat Nolde in kaum merklichem Abstand daneben und dadurch sehr effektiv gestaltet: Es ist die intime Szene zwischen Christus und dem Kind auf seinem Arm, es ist die gegenseitige Zuwendung, die sich in den hellen Augen des Kindes spiegelt.“³ Über die „Treppe der Kinderköpfe“⁴ kann die Betrachterin des Bildes eine Ahnung von der Zugewandtheit Jesu zu den Kindern bekommen.

In unserer pädagogischen Arbeit erfahren wir immer wieder, was das Bild von Emil Nolde auszudrücken vermag: Wenn wir auf die Kinder in unseren Kindergärten blicken, spüren wir, wie Gott sich den Menschen zuwendet. Wenn wir der Aufforderung Jesu nachkommen: „Lasset die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran!“, spüren wir in den Kindern seine Gegenwart: „Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes“ (Mk 10,14). Wir haben überlegt: Ein Weg, dieses Gespür zu vertiefen und zugleich der Aufforderung Jesu nachzukommen, kann sich für uns auf tun, wenn wir im und durch das Gebet unsere Kindergartenkinder zu Gott bringen.

Die Frage also, welchen gemeinschaftlichen spirituellen Impuls wir setzen können, hat zur Suche nach einem Gebet geführt. Bei dieser Suche ist uns wichtig geworden: Das Gebet soll einen Raum dafür öffnen, dass wir die Kinder namentlich und konkret vor Gott tragen. Es soll ein gemeinschaftliches Gebet der Mitarbeiterinnen sein und einen offiziellen und prominenten Platz bekommen. Zudem soll es einem festen Ritual folgen und ohne besondere Vorbereitungszeit möglich sein. Als Ort für ein solches Gebet bot sich der Beginn der regelmäßigen Teambesprechungen an.

Um die Mitarbeiterinnen aller dreier Einrichtungen für dieses Gebet zu gewinnen, haben wir zu einem gemeinsamen Treffen eingeladen. Dieses Treffen war zugleich die erste Begegnung aller Mitarbeiterinnen der

drei Kindergärten im Rahmen der rechtlichen Zusammenlegung der Gemeinden. Thematischer Schwerpunkt war die Erzählung von der Segnung der Kinder (Mk 10,13-16). Dazu wurde mit allen Teilnehmerinnen ein Bibliolog durchgeführt. Im Mittelpunkt des Bibliologs stand der wiederholte Rollentausch mit den Kindern aus der biblischen Erzählung. In einem Kreis von gut 50 Mitarbeiterinnen wurde spürbar, wie sehr uns die Zuwendung Jesu zu den Kindern berührt und wie wir selber dazu beitragen können, die Kinder mit Gott in Berührung zu bringen. Die anschließende Einladung, dieses „Bringen“ der Kinder zu Gott demnächst auch durch ein Gebet während der Teambesprechung zu tun, wurde positiv aufgegriffen.

Das vorgeschlagene Gebet hat drei Teile. Zu Beginn erinnert es zum einen an die biblische Erzählung von der Segnung der Kinder und den Auftrag Jesu an uns. Zum anderen formulieren wir unsere Hoffnung für die Kinder. Dann schließt sich ein freier Gebets teil an. Die Namen einzelner Kinder können genannt werden und mit einem Anliegen verbunden werden. Die Zeit des freien Gebetes wird mit einer Bitte für alle Kindergartenkinder abgeschlossen. Schließlich endet das Gebet mit zwei Bitten für die Erzieherinnen selbst.

Gott, einst hat dein Sohn Jesus Christus Kinder in die Arme genommen, ihnen die Hände aufgelegt und sie gesegnet. Wir wissen um unseren Auftrag, den Kindern, die uns anvertraut sind, einen Weg zu Dir zu eröffnen. In deinem Licht sollen sie froh leben können.

Darum beten wir heute:

- für NN., (ein kurzes Anliegen z.B. des Dankes, der Bitte, der Hoffnung etc.)
- für NN ...
- ...
- für alle Kinder in unserem Haus: Wende ihnen stets dein Angesicht zu.

Uns hingegen schenke jene Einfachheit des Herzens, die dich in jedem Kind zu erkennen

vermag. Stärke uns bei allem, was wir tun. Darum bitten wir durch Christus, unseren Bruder und Herrn.

Die Teams der drei Kindergärten haben dieses Gebet für den Beginn ihrer Teambesprechungen aufgegriffen. Nach einiger Zeit der Praxis haben sie reflektiert, welche Bedeutung das Gebet für sie erlangt hat. Die Erfahrungen wurden zusammengefasst und rückgemeldet.

Das Gebet:

- o *stärkt die Gemeinschaft und das Mitgefühl unter uns Mitarbeiterinnen.*
- o *stärkt unsere Verantwortung für die Kinder.*
- o *schafft Verbindung zu den Menschen in den beiden anderen Kindergärten.*
- o *ermutigt, bisher Unausgesprochenes zu formulieren.*
- o *lässt mich hören, was andere bewegt.*
- o *löst Emotionen aus: Ich habe mich getragen gefühlt.*
- o *führt zu einem Blick nach innen und zur Einkehr.*
- o *führt in die Stille. Das ist manchmal schwer auszuhalten. Nach langer Pause wird die Stille durchbrochen, wenn jemand das Wort ergreift.*
- o *ist ein guter Beginn der Teamsitzung: Jetzt geht es los, alle werden ruhig.*
- o *hilft, sich intensiv mit einem Kind oder der Familie auseinanderzusetzen.*
- o *zeigt, das oft beide Erzieherinnen [einer Gruppe] das gleiche Kind am Tag beschäftigt.*
- o *ist gut, weil man Kinder hervorhebt und darüber nachdenkt.*
- o *hilft, Kinder bewusster wahrzunehmen.*
- o *öffnet einen Moment des Schweigens, des Innehaltens und Besinnens, der für uns zu einer „Insel“ geworden ist.*
- o *ist besonders kostbar, weil wir uns selbst dadurch im Kontext zu den Kindern überprüfen: Wer ist mir heute besonders aufgefallen? Wer brauchte meine besondere Aufmerksamkeit?*

Wen möchte ich heute bedenken und Christus empfehlen?

- o *verbindet uns eng mit den Kindern und Familien; wir wertschätzen sie noch deutlicher in ihrer Lebenssituation.*
- o *ist auch für uns Mitarbeiterinnen eine Bereicherung, wenn wir unsere Anliegen vor Gott miteinander teilen. Wir erleben Gemeinschaft im Gebet und stärken uns in unserem Tun.*

Die Rückmeldungen lassen mindestens vier Dimensionen erkennen, in denen das Gebet positive Wirkungen entfaltet: Verbundenheit mit den Kindern und ihren Familien, Verbundenheit der Erzieherinnen untereinander, Wahrnehmung eigener Befindlichkeiten, Gemeinschaft vor Gott. Als Herausforderung kann empfunden werden, wenn eine längere Zeit des Schweigens entsteht.

Die eingeübte Gebetspraxis hat sich als fester Bestandteil zu Beginn der Teambesprechungen bewährt. Unterdessen kommen zum Teil andere Gebete oder religiöse Impulse hinzu, die einzelne Mitarbeiterinnen einbringen oder reihum vorbereiten. In einem Kindergarten beispielsweise werden einmal pro Monat die Gebetstexte von *missio Perlen des Lichtes* gewählt. Manchmal ersetzen diese Gebete und Impulse das ursprüngliche Gebet, manchmal ergänzen sie es. Insgesamt bereichert das Gebet zu Beginn der Teambesprechungen die Gebetskultur in unseren Kindergärten.

Literatur

Jan Heiner Schneider: Emil Nolde. Christus und die Kinder, in: *Katechetische Blätter* 126 (2001), 362-366.

Anmerkungen:

- ¹ Das sind die Leiterinnen der drei Kindergärten und der Pfarrer.
- ² Das 1910 entstandene Gemälde gehört zu den frühen großen Arbeiten Noldes mit religiöser Thematik. 1918 wurde es von der Kunsthalle Hamburg erworben, 1937 von den Nationalsozialisten beschlagnahmt, auf der Münchener Ausstellung *Entartete Kunst* mit etwa fünfzig weiteren Nolde-Bildern gezeigt und anschließend zur Devisenbeschaffung in den internationalen Kunsthandel gebracht. In New York erstand es W. R. Valentinen, der das Gemälde 1955 dem dortigen Museum of Modern Art schenkte.
- ³ Jan Heiner Schneider: Emil Nolde. Christus und die Kinder, in: *Katechetische Blätter* 126 (2001), 364.
- ⁴ Ebda.

Seelsorge – eine (andere) Pflegequalität?

Mehr als eine Frage von Berufung und Organisation

Nicht nur der profane Pflegealltag scheint „unter die Räder“ gekommen zu sein: Immer weniger Fachkräfte dürfen sich dort in immer kürzeren Zeitfenstern sowie einem multiprofessionellen Team mit Kolleginnen und Kollegen eine hochkomplexe und anspruchsvolle Pflege teilen. Auch die hauptamtlichen Kolleginnen und Kollegen in der Seelsorge finden immer weniger regelmäßig den Weg in eine stationäre Einrichtung, was Seelsorge zu einem punktuellen highlight, aber nicht zu einem Standard mit Langzeitwirkung werden lässt.

Die folgende Problemanzeige möchte zunächst das Themenfeld von zwei Eckpunkten angehen:

Vor einiger Zeit lud die gemeinsame Mitarbeitervertretung der Gemeinde- und Pastoralreferentinnen und -referenten im Erzbistum Köln ein, um u.a. über die verschiedensten Zugangswege zur Seelsorge, zu diversen (Haupt-, Neben-, und Ehren-) Ämtern zu sprechen. Auf der Veranstaltung wurden neueste Entwicklungen, inklusive der dafür benötigten Qualifikationen kontrovers diskutiert: *Ist Seelsorge drin wo Seelsorge drauf steht? Müsste nicht eigentlich der „Seelsorge“-Begriff geschützt werden?*

So sehr begründet es scheint, den „Seelsorge“-Begriff nicht inflationär zu gebrauchen, so dient ein Fallbeispiel aus der Altenheimseelsorge für eine etwas andere Sicht:

In einem Fachseminar für Altenpflege habe ich einmal nach eigenen Seelsorge-Erfahrungen gefragt. Von den Teilnehmen-

den wurde beinahe ohne Zögern festgehalten, dass ihr Pflege-Dienst eine seelsorgliche Qualität hat. Überrascht das?

Die befragten Auszubildenden in der Altenpflege hatten nicht unbedingt eine klassische christliche bzw. katholische Biographie und Sozialisation aufzuweisen. Und dennoch: Ihr Dienst ist „Seelsorge“. Das behaupteten sie jedenfalls ganz intuitiv und selbstbewusst, vielleicht auch aus Mangel an Seelsorgern oder in Unkenntnis des Gesamtzusammenhangs.

Diesem Seelsorge-Verständnis möchte ich im Folgenden einmal mit Thesen nachgehen. Zunächst möchte ich ganz allgemein ansetzen:

These 1: Der Wandel prägt uns, ohne dass wir gefragt werden ...

a) Gesellschaftspolitische Eckdaten

Der demographische Wandel und die enorm steigende Zahl Demenzkranker ist inzwischen zu einem gesellschaftlichen und auch zu einem kirchlichen Großthema (vgl. *Die deutschen Bischöfe, Die Zukunft der Pflege im Alter, Bonn, April 2011*) geworden: Aus der Alterspyramide – die jüngeren Menschen bildeten einmal die stärkste Zahl – ist längst ein Bevölkerungspilz – die Alten dominieren – geworden. Auch durch medizinischen Fortschritt werden die Menschen immer älter und beschäftigen damit Sozialpolitik und die Sozialkassen. „Zwei Jahrzehnte mehr pro Mensch“, so Elisabeth Jünemann¹, stehen uns zur Verfügung. Wir sprechen längst von einem Dritten und einem, zumeist hilfs- und pflegebedürftigen vierten Lebensalter.²

Zudem: Es hat ein Paradigmenwechsel in Politik und Gesellschaft gegenüber dem alterhergebrachten Verständnis vom „Alter“ stattgefunden: Reine Fürsorge ist passé. Alternative Wohn- und Betreuungsformen (vgl. auch die vielfach entstandenen Demenz-WGs und sog. „Alltagsbegleiter“ und „Betreuungsassistenten“ nach § 87b des WTG in der Pflege) werden immer häufiger entwickelt und eingesetzt.

Wir haben es zudem mit einer sich wandelnden Lebensgestaltung älterer Menschen zu tun.

Alter wird nicht nur einseitig als Belastung, sondern auch (zumindest für die „Rüstigen“) zunehmend als Chance gesehen.

Politisch ist es durchgängig gewollt, hochaltrige Menschen möglichst lange zu Hause und in gewohnter Umgebung zu versorgen. Pflegestützpunkte und allerlei Beratungsinstanzen werden eingerichtet. Pflege wird damit zunehmend (auch um Kosten zu sparen) ambulantisiert. Eine quartierbezogene, kommunale Altenhilfeplanung wird angestrebt.

Kleinteilige und kleinräumige Strukturen in einer immer unübersichtlicheren Gesellschaft (Wohn- und Versorgungsangebote) werden gesucht. Dazu passt:

Die meisten Menschen (so Umfragen) wollen so lange wie möglich in vertrautem Umfeld, nicht fremdbestimmt in Institutionen, leben. Dennoch ist ein Altenheim für Hochaltrige oft unausweichlich.

b) Die Stationären Einrichtungen der Altenhilfe

Auf ein Altenheim hin fällt uns eine ausgewogene Sicht oft schwer, wenn wir, quasi „emotional vorbelastet“ einerseits die eigenen Angehörigen bestens versorgt wissen wollen und/oder andererseits mit Schrecken an die eigene (Pflege-)Zukunft denken. Die von den Medien transportierten Schlagzeilen zu Missständen in stationären Einrichtungen leisten da ein Übriges.

Der Altenpflegeberuf erfährt zudem nicht die Wertschätzung, die ihm aufgrund der komplexen Anforderungen und der vielfach herausragenden Leistungen eigentlich gebührt.

Die stationären Einrichtungen erhalten zunehmend den Charakter von Pflegeheimen.³

Pflege wird hierbei in x Teilbereichen organisiert, quantitativ und qualitativ dokumentiert und reflektiert.

Bei aller gestiegenen und transparent zu gestaltenden Professionalität (vgl. auch die Transparenzberichte der Einrichtungen im

Internet) bedeutet es für die Bewohnerin/den Bewohner, dass ein Heim demzufolge (noch längst) kein Daheim ist.⁴

c) Das neue Ehrenamt

Bürgerschaftliches, also ehrenamtliches oder sog. „freiwilliges Engagement“ ist in unserer Welt mehr denn je gefragt. Es ist unverzichtbar zum Wohle einer lebendigen, vielfältigen und solidarischen Gesellschaft.

Wir haben es dabei durchgängig nicht mehr mit den Ehrenamtlichen von „früher“ zu tun. Ehrenamt ist nicht in der Krise, sondern im Wandel: es gibt zunehmend neue Formen des Engagements, punktuell, projektbezogen, zeitlich begrenzt,

Freiwillige denken heute nicht mehr nur von der Sache, sondern auch von ihrer Person her.

Der Wunsch Gutes zu tun wird zunehmend gepaart mit legitimen Eigeninteressen.⁵

These 2: Seelsorge verlangt von uns heutzutage mehr als sogenannte „Kirchensorge“⁶

- nämlich eine ausdifferenzierte, empathische Pastoral für die Menschen in großen Räumen.

Aufbrüche und – z. T. aus der Not geborene – Umbrüche gibt es derzeit in allen deutschen Bistümern. „Die fetten Jahre sind vorbei“ – so kann eine Zeitansage für Kirche (vgl. den gleichnamigen Kinofilm) lauten. Die sog. „lebendige Gemeinde“ als alleiniges Kirchen-Modell ist out; dieses Gemeinde-modell war auf stetiges Wachstum angelegt.

Von einer pastoralen Rundum-Versorgung kann auf eine Gemeinde und ihre Einrichtungen hin sowieso nicht mehr gesprochen werden, falls sie jemals möglich war.⁷

Kirche sorgt sich mittlerweile mehr um den eigenen Bestand; Gemeinde und die jeweilige Seelsorgeeinheit ist immer mehr mit sich selber befasst.

Die Zeit der sog. Volkskirche ist zwar vorbei, sie spukt aber dennoch noch immer in unseren Köpfen, gerade nicht zuletzt bei

unseren Altenheimbewohnerinnen und -bewohnern.

Wir machen uns andererseits der gestiegenen Mobilität in unserer Gesellschaft (vgl. die ARD-Themenwoche im Mai 2011) und der größeren Lebensräume, in denen sich unser Leben heute abspielt, zunutze:

Man sucht sich (soweit mobil) die Gemeinde, in dem einem der Gottesdienst, der Gottesdienstleiter bzw. die Predigt am ehesten entspricht, ohne feste Bindungen, selber aus. Aus einem Traditionschristentum wird ein „Wahlchristentum“⁸. Der „spirituelle Wanderer“⁹ wird inzwischen zu dem Typus spätmoderner Religiosität.

Was bedeutet das für die eingeschränkte Mobilität unsere Altenheimbewohner, die dem nicht mehr folgen können?

- Ein Ansatz hierfür ist eine milieusensible und lernende Pastoral, eine Weiterentwicklung der Kirche in den Lebenswelten der Menschen. Es geht hierbei um mehr als um flächendeckende Zuordnungen, es geht um missionarische Pastoral in immer größeren pastoralen Räumen. Gemeinde wird sich dabei bei weniger zeitlichen Ressourcen der Hauptamtlichen mehr der persönlichen Zuwendung und auch der geistlichen Begleitung widmen müssen, sich quasi der Quadratur des Kreises stellen.

Das meint missionarische, kreative Spiritualität, das heißt Kirche für andere sein. Kriterium allen Kirchenmanagements ist nämlich der Mensch. Kirche hat deswegen eine Dienstleistungs-Funktion auf die Pastoral hin.¹⁰

Wer demzufolge heutzutage in der Pastoral und ihrer Leitung arbeitet, benötigt Fähigkeiten, „virtuos mit den Strukturen umzugehen (und kreativ auf die Menschen zuzugehen), ohne sich zu verheddern“¹¹.

These 3: Ein pastoral-diakonisches Case-Management

bringt uns denen näher, für die wir eigentlich da sind

Case-Management meint, unter komplexen Bedingungen am Bedarf der einzelnen

Person orientiert einzelne Hilfemöglichkeiten abzustimmen.

In der Praxis scheinen sich die Protagonisten in der Gemeinde und im (kirchlichen) Altenheim kaum zu kennen und von der Welt der anderen wenig zu verstehen. Das hat nicht nur mit fehlendem Willen zu tun.¹²

Ein Heim ist zunächst eine Dienstleistungsinstitution (wo MDK und Heimaufsicht regelmäßig kontrollieren), die intern und nach außen permanent Rechenschaft ablegen muss, ob und wie Pflege funktioniert.

Professionalität, Effizienz und Qualität wird gefragt. Nicht umsonst ist Qualitätsmanagement eines der großen Schlagworte im Altenheimbereich. Die sog. fitten Bewohner wissen sehr wohl, wer (ihre) Pflegefachkraft ist und wer nicht.¹³

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Kirche hingegen fühlen sich mehr oder weniger intensiv ihrer Gemeinschaft, der *Communitas* verpflichtet, sie selbst wollen, ehrenamtlich wie hauptamtlich, an ihrem guten Willen gemessen werden.

Eine Gemeinde oder das Großgebilde was daraus geworden ist, tut sich zunächst schwer damit, sich als Dienstleistungsgemeinschaft zu sehen. Sie wird sich selbst lieber als eine geistliche Wirklichkeit betrachten. Gottesdienste und symbolische Akte werden (zunächst) nicht nach Kosten-Nutzen-Maßstäben gesehen. Sie sind vollkommen antizyklisch zu dem, was im Pflegealltag ansonsten gefordert ist.

Effizienz und Qualität hält spätestens aber dann Einzug in der Kirche, wenn es sich nicht mehr „rentiert“, eine Kirche im Gesamtkontext der Zusammenlegungen zu unterhalten und wenn wir schlecht gestaltete Gottesdienste und schlechte Prediger meiden und mit den Füßen abstimmen.¹⁴

Alle anderen Dienste in Seelsorgebereichen sind von den mehr oder weniger zufälligen Schwerpunktsetzungen, den Pastoral-konzepten und den vorhandenen oder nicht wachgerufenen Kompetenzen der Pastoral-Teams vor Ort abhängig. Festzuhalten bleibt:

Ein Altenheim wird ganz selbstverständlich unter Dienstleistungsaspekten betrachtet. Auf einen Seelsorgebereich hin wirkt diese Kategorie zunächst fremd, gewinnt aber zunehmend, nicht nur in Zeiten knapper Ressourcen und von weniger Personal, an Bedeutung.

Daraus folgt die Erkenntnis: Die Dienstleistung (ministratio) und die Gemeinschaft (communio) gehören in Kirche zusammen. Sie können beide voneinander profitieren bzw. lernen.¹⁵

These 4: Wir müssen die gemeinsamen Aufgaben von Pflege und Seelsorge herausfinden

Die in der stationären Einrichtung Lebenden rufen diverse Dienstleistungen ab, und sie sind und bleiben, mit all ihrem spirituellen Hintergrund Gemeindemitglieder.

Aus dem Blickwinkel des pastoralen Case-Management lauten die jeweils individuellen Herausforderungen auf die Bewohnerinnen und Bewohner in einem Altenheim hin¹⁶:

a) Wo lebe ich, werde ich in Zukunft leben?

Fühlen sich die Menschen in ihrem Wohnumfeld gut versorgt und auch „zuhause“?

Hier geht es um die aktuelle, praktische Infrastruktur, um Angebote und Möglichkeiten.

Wie kann ein alter Mensch, der seine Wohnung, sein bisheriges, komplettes Umfeld aufgegeben hat, seine Identität bewahren?

Das ist nicht nur ein Thema für den Sozialdienst im Altenheim, sondern eine große Herausforderung für eine umfassende, präventive und ganzheitliche seelsorgliche Begleitung und eine individuelle Wertschätzung.

b) Mit wem werde ich leben?

Die Fragestellung zielt ab auf bisher gelebte und zukünftig mögliche Bindungen. Welche Möglichkeiten gibt es, Beziehun-

gen (beispielsweise durch Fahr- und Begleitsdienste seitens der Gemeinden – so lange wie möglich) aufrechtzuerhalten, möglichen Isolationen entgegenzuwirken. Wo können neue Kontakte geknüpft werden?

– Das Auslegen des Gemeindebriefes im Altenheim ist dafür sicherlich alleine zu wenig.

c) Wovon werde ich zukünftig leben?

– Wofür werde ich leben, wenn das selbstbestimmt nicht mehr möglich ist?

Hier geht es um Sinnfragen: „Wofür bin ich denn noch gut?“

Es handelt sich um Ressourcen, Lebenserfahrungen: Welche Quellen und Schätze gibt es (bei allen dunklen Schatten) aus der Biografie des Einzelnen?

Welche ungeahnten Möglichkeiten können sich auftun: Der gezielte, an der Biografie des Einzelnen orientierte, empathische Umgang mit dementiell veränderten Bewohnerinnen sei nur als ein Beispiel genannt. Kann jemand bei all den Ausweglosigkeiten sinnvoll leben? – Eine große Aufgabe, nicht nur für Seelsorge: Der Mensch lebt bekannter Weise nicht nur vom Brot allein (Mt 4,4)

These 5: Eine seelsorgerliche Pflege-Qualität ist möglich

Es geht im Rahmen eines pastoralen Case-Managements in erster Linie um das Wohlergehen der uns anvertrauten älteren Menschen.¹⁷ Aus dem jüdisch-christlichen Denken heraus bilden Leib und Seele eine Einheit. Der Mensch hat nicht nur Seele, er ist Seele.¹⁸ Mit einem Pastoralen Case-Management geht deswegen ein multidimensionales, ein ganzheitliches Seelsorgeverständnis¹⁹ einher.

Die Fragen, die wir uns auf den je einzelnen Bewohner zu stellen haben, können als Hintergrundfolie hilfreich sein zu einer Begleitung von Menschen im „vierten“ Lebensalter, und zwar gemeinsam für

Pflege und Seelsorge. Die Fragen (*wo, mit wem, wovon*) können

- als Gesprächsimpuls dienen (für ein seelsorgliches Einzelgespräch, die Gruppe im Heim sowie verschiedenste „Dienstleister“ in der Gemeinde),
- eigene Angebote reflektieren helfen,
- und schließlich dazu dienen, das Zusammenspiel, die Vernetzung und die (z.T. persönlichen) Grenzen der verschiedenen Ebenen zu überprüfen.

Daraus folgt mehrerlei: Alte Menschen der Kirchengemeinden sollen nicht nur als bloße Empfänger, sondern als Co-Produzenten, als Subjekte ihres Schicksals gelten.

Es geht um (soziale) Netzwerke und Kooperationen. Pastorales Case-Management meint verschiedene Identitäten und Ressourcen in Kenntnis unterschiedlicher Grenzen zu verknüpfen und zu synchronisieren. Es geht um konzeptionelle Planungen, z.B. zwischen dem Leitungsteam im Altenheim und dem Pastoralteam sowie dem PGR vor Ort. Pastorales Case-Management zielt bei aller gegenseitig nötigen Abgrenzung und Transparenz einen interdisziplinären Dialog²⁰ an.

Dabei ist eine Qualifizierung auf allen Ebenen von Nöten (vgl. den Umgang mit Demenz). Seelsorger wie Pflegekräfte und gerade diverse Freiwilligen-Dienste und Assistenzen in Alten- und Pflegeheimen haben folglich eine spezielle Weiterbildung und eine dauerhafte Begleitung auf spiritueller und fachlicher Ebene unabdingbar nötig.

Seelsorge soll und kann dabei nicht in einen sakralen Sonderaum abgeschoben werden und Pflege darf nicht funktional zur reinen Leibsorge degradiert werden. Seelsorge ist dann nicht singulärer Auftrag sporadisch erscheinenden Seelsorgepersonals.

Wo „christliche Hauskultur“ aus Gemeinden gespeist und nicht kontrolliert wird, sondern durch Lebensbezüge zur Territorialgemeinde und dem Pastoralteam getragen weiß, können sich die verschiedenen Professionen gegenseitig als Bereicherung erfahren.

Dann kann man vielleicht spüren, was es heißen kann, dass Seelsorge für den Einzel-

nen „Leben in Fülle“ und auf den Sozialraum hin eine „Pastoral der Weite“²¹ ermöglichen hilft.

Altenheim - Seelsorge gilt verschiedenen Berufsgruppen, deren Freuden und Nöten, Bedürfnissen und Überbelastungen, im Einsatz für ein humanes Klima und zwischenmenschliche Kontakte. Altenheim-Seelsorger und -Seelsorgerinnen sind insofern nicht nur für Heimbewohner da, sondern haben mehrere Zielgruppen im Blick: Bewohnerinnen, Angehörige, hauptamtliches Personal und Ehrenamtliche.

These 6: Es braucht strukturelle Stützen, damit sich Leben entfalten kann

Solche strukturelle Stützen bzw. Eckpfeiler für diesen Spagat zwischen den Professionen und Berufungen können sein:

- hauptamtliche Caritasbeauftragte bzw. Altenheimseelsorgebeauftragte²² in jedem Seelsorgebereich und dazugehörige Ehrenamtliche im Seelsorgebereich, z.B. im Pfarrgemeinderat, die sich kontinuierlich austauschen²³;

- Beauftragte für Altenheimseelsorge, z.B. in den Regionen und Kreis bzw. Stadt-Dekanaten, die Vernetzungen anzielen und z.B. mit den Bildungswerken und Wohlfahrtsverbänden Qualifikationen ermöglichen und das an die (stationären) Einrichtungen und Pfarrverbände rückbinden und auswerten

- Pflegekräfte und Sozialdienste von stationären Einrichtungen, die als ausgebildete „Begleiter in der Seelsorge“, als Brückenglieder zwischen Heim und Gemeinden dienen sollen²⁴

- eine Qualifizierung und Implementierung von sog. „Seniorenbegleitern“ im Ehrenamtsbereich²⁵,

- die Förderung von sog. „Zukunftslotsen in der Altenpastoral“ (vgl. das gleichnamige Modell im Erzbistum Köln, vgl.

www.erzbistum-koeln.de/seelsorge/altenseelsorge/03_zukunftslotsen).

Pastorales Case-Management kann bei diesen strategischen Überlegungen helfen, für alle einen realistischere und zugleich weitere Sicht vom jeweiligen Gegenüber zu bekommen. Allen Beteiligten kann es helfen, ihre eigene Berufung, und auch vielleicht manche (sich selbst gegenüber) überzogene Erwartung zu erden und auszuloten. Das kann dann funktionieren, wenn es gelingt, nicht füreinander sondern gemeinsam zwischen Seelsorge auf der einen Seite und Pflege sowie anderen klassischen Dienstleistungen auf der anderen Seite zu überlegen, was beispielsweise zu einer Kultur des Lebens und Sterbens in einem Haus dienlich sein kann, wie respektvoll der Toten gedacht werden soll und Trauernde wertgeschätzt werden, wie man sich von demenziell veränderten Bewohnern und Bewohnerinnen im positiven überraschen lässt und nicht einseitig nur ihre Defizite beschreibt. Das wird insgesamt die Kommunikation in einem Haus qualifizieren und neue Ideen befeuern, wie z.B. die Gründung eines (Lese-)Patenamtes und eines diakonalen Firmkurses, von dem nicht nur die jungen Christen profitieren.

Seelsorge wird dergestalt zum integralen und nicht zum „eingepflegten“ Bestandteil der Pflege bei (katholischen) Trägern der stationären Altenhilfe und zum Motor für fantasievolle Innovationen und Korrekturen.

Fazit

Die Frage, ob eine anzulernende Pflege(fach)kraft das, was sie leistet, „Seelsorge“ nennen kann, war oben der Ausgangspunkt:

Dies möchte ich insofern bejahen, als Seelsorge und Pflege unbedingt aufeinander angewiesen sind und elementar voneinander profitieren, sich ergänzen und hinterfragen können. Das gilt auch dann, wenn wir uns mit dem zweiten Vatikanischen Konzil daran erinnern, dass Pastoral und Seelsorge, auch im Heimbereich, die Aufgabe aller getauften und gefirmten Glieder des Gottesvolkes ist.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Elisabeth Jünemann, Altern – (K)ein Thema für die Pastoral, in: Pastoralblatt 2004, 336–343.
- ² Vgl. Bundesamt für Sozialversicherung (Hrsg.), Langlebigkeit – gesellschaftliche Herausforderung und kulturelle Chance. Berlin 2002.
- ³ Vgl. Doris Nauer, Seelsorge in der Institution Alten(pflege)heim, in: Martina Blasberg-Kuhnke, Andreas Wittrahm (Hrsg.), Altern in Würde und Freiheit. Handbuch christliche Altenarbeit. München 2007, 350–359.
- ⁴ Vgl. Cornelia Knobling, Konfliktsituationen im Altenheim. Eine Bewährungsprobe für das Personal. Freiburg 1999, 53.
- ⁵ Stichworte in diesem Zusammenhang sind: Engagement auf Augenhöhe und eine „win-win“-Situation; vgl. Akademie für Ehrenamtlichkeit Deutschland (Hrsg.), Volunteer Pocket Guide Freiwilligenkoordination. Das Taschenbuch für die Freiwilligenarbeit in Nonprofit Organisationen
- ⁶ Vgl. Hubertus Brantzen, Spiritualität zwischen Seelsorge und Kirchensorge. Ein geistlicher Sieben-Punkte-Plan, in: Anzeiger für die Seelsorge 1, 2009, 11–13.
- ⁷ Vgl. Robert Zollitsch, Was erwartet eine Diözese von der Einrichtung von Seelsorgeeinheiten, in: Lebendige Seelsorge 54, März 2003, 4–8.
- ⁸ Joachim Wanke, „Den Duft der Erkenntnis Christi an allen Orten verbreiten“ (2 Kor,14). Zur Bedeutung einer missionarischen Grundüberzeugung, in: Anzeiger für die Seelsorge, 10, 2008, 6.
- ⁹ Christoph Bochinger, Religionswissenschaftler in Bayreuth, hat diesen Begriff geprägt, als ein Phänomen, das nicht nur außerhalb der Kirchen, sondern ebenso innerhalb existiert (wahrgenommen auch beim Weltjugendtag in Köln 2005): Menschen, deren spirituelle Identitäten sich wandeln, die sich ihren Glauben zusammenstellen, „wie sie einen Blumenstrauß pflücken“, in dem sie sich von dem, was am Wegesrand wächst, inspirieren lassen.
Vgl. auch Christoph Bochinger, Martin Engelbrecht, Winfried Gebhard, Die unsichtbare Religion in der sichtbaren Religion. Formen spiritueller Orientierung in der religiösen Gegenwartskultur. Stuttgart 2009.
- ¹⁰ Vgl. Martin Lätzel, Die Kirche als Pilgerkleid. Organisationstheoretische Reflexionen für ein Qualitätsmanagement in der Seelsorge, in: Anzeiger für die Seelsorge 1, 2009, 20–23.
- ¹¹ Martin Lätzel, Welches Personal brauchen die Gemeinden von morgen?, in: Pastoralblatt April 4/2008, 115.
- ¹² Case-Management kommt aus der sozialen Arbeit und dem Gesundheitswesen; vgl. im Folgenden:

- Andreas Wittrahm, Peter Bromkamp, Altenheim und Gemeinde. Eine konfliktreiche Beziehung in der diakonischen Pastoral, in: Bibel und Liturgie 2, 2008.
- ¹³ Diese Erfahrung machte ich über Jahre bei meinen wöchentlichen Seelsorge-Besuchen in einem katholischen Altenheim.
- ¹⁴ Vgl. Paul M. Zulehner, Pastoraltheologie. Bd 2: Gemeindepastoral, Düsseldorf 1989, 67 f.
- ¹⁵ Vgl. Norbert Schuster, Kirche: Korporation und Konzern? Die Doppelstruktur der Kirche als Herausforderung für die Leitung, in: Kursbuch Management und Theologie. Führen und Leiten als spirituelle und theologische Kompetenz, hrsg. von Thomas Schmidt. Freiburg 2008, 263-278.
- ¹⁶ Vgl. Andreas Wittrahm, Peter Bromkamp, Altenheim und Gemeinde.
- ¹⁷ Als ich zur Vorbereitung eines diakonalen Firmkurses in Köln mit der betroffenen Heimleiterin sprach, hat Sie als Ziele des Engagements der Jugendlichen für die Bewohner folgendes festgehalten: Ressourcen und die Lebensfreude der Bewohnerinnen und Bewohner wecken.
- ¹⁸ Vgl. Doris Nauer, Seelsorge. Sorge um die Seele, in: Anzeiger für die Seelsorge 1, 2009, 29-35 und ebd., Seelsorge in der Institution Alten(pflege)heim, 354.
- ¹⁹ Vgl. ebd..
- ²⁰ Vgl. Reinhard Brodehl, Betreuung und Beteiligung – Konzeptionelle Verbindungen zwischen Altenpflege und Altenpastoral, in: Martina Blasberg - Kuhnke, Andreas Wittrahm (Hrsg.), Altern in Freiheit und Würde. Handbuch christliche Altenarbeit, 323-329, bes. 328f.
- ²¹ Vgl. ZdK, Zentralkomitee der Katholiken, Für eine Pastoral der Weite. Ein Gesprächsanstoß. Bonn, 2008
- ²² Die hauptamtlichen Dekanatscaritasbeauftragten sollen im Erzbistum Köln umgewandelt werden in Caritasbeauftragte im jeweiligen Seelsorgebereich. Wir Altenheimseelsorge-Beauftragte wünschen uns in diesem Kontext einen explizit ernannten Beauftragten für die Altenheime im Seelsorgeteam vor Ort, ergänzt durch Freiwillige in den jeweiligen PGRs.
- ²³ Ein Kollege, der für die Altenheime des Caritasverbandes der Stadt Köln in der Seelsorge arbeitet, macht sehr gute Erfahrungen mit übergreifenden sog. „Kooperationstreffen“, zu denen zwei Mal jährlich die jeweilige Altenheimleitung alle maßgebenden Berufsgruppen inklusive Orts-Seelsorge und PDL an einen Tisch lädt.
- ²⁴ Vgl. DiCV, EGV (Hrsg.), Weiterbildung „Begleiterin/Begleiter in der Seelsorge im Erzbistum Köln in der Altenhilfe, in der Behindertenhilfe, im Hospiz. Qualifizierung von beruflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in caritativen Einrichtungen. Köln 2008. – Diese Begleiter und Begleiterinnen in der Seelsorge sollen nicht die Seelsorge vor Ort (alleine) leisten, sondern dazu beitragen, dass eine christliche Hauskultur, dass Seelsorge überhaupt möglich wird und bleibt.
- ²⁵ Dieses Fortbildungs-Curriculum hat sich inzwischen unter dem Namen „Dülmener Modell“ in verschiedenen Zusammenhängen und Variationen bewährt.
- ²⁶ Maßgebend als Zielvorgabe ist hier nicht eine einmalige, vielleicht gut gemeinte Aktion, z.B. zur Adventszeit, sondern eine regelmäßige, durchaus befristete Maßnahme mit nachhaltiger Wirkung für alle Beteiligten.

„Überwältigt durch das Licht“

(O. Messiaen)

Musik als Verkündigung und Raum der Erfahrung des ganz anderen Gottes

1. Gotteserfahrung und Musik

Musik gehört zum Wesen des Menschen. Menschen lernen, ihre Gefühle auszudrücken; dazu gehören Gesang, Musik und Tanz. So ist Musik von Anfang an mit dem religiösen Bereich verbunden, gilt entweder selbst als göttlich oder ist die angemessene Form des Gotteslobes. Musik hat Gottfried Bitter zufolge die Möglichkeit, stärker als andere Medien theologisch propädeutische und mystagogische Kräfte freizusetzen.¹ Theologische Literatur bezeichnet Musik als „transzendentes Ereignis“².

Der Begriff der „Gotteserfahrung“, der am Anfang dieses Aufsatzes steht, ruft zahlreiche Fragen auf. Emmanuela Kohlhaas hat sich in ihrem Beitrag in einem Sammelband zum Thema „Musik im Raum der Kirche“³ bereits intensiv damit auseinandergesetzt. Ist Musik Raum der Gotteserfahrung? – und sie beantwortet abschließend die Frage positiv, wenn auch differenziert. Das Erleben von Musik habe den Leser möglicherweise nicht intellektuell bereichert, aber Staunen, Schweigen, Glauben ausgelöst.⁴ Sie setzt, und damit steht sie in guter Gesellschaft anderer Autoren, in erster Linie auf den positiv emotionalen Aspekt der Musik, auf die Fähigkeit der Musik, den Menschen „betroffen zu machen“⁵. Aus diesem Grunde geht sie methodisch dergestalt vor, dass sie Erfahrungen des Überwältigtseins beschreibt, und mit anregenden Überschriften versieht: Gotteserfahrung als Unheimliches, Angst,

Mystik, Gipfelerfahrung: Dem Menschen begegnet etwas, oder Jemand, der jede Reflexion überschreitet.

Tatsächlich bietet die Musik die große Chance, solche Erfahrungen zu ermöglichen. Es ist jedoch Vorsicht geboten, wenn man den christlichen Erfahrungsbegriff auf diesen positiven emotionalen Gesichtspunkt reduzieren wollte.

Beschränkt man die Gotteserfahrung auf die Gefühlseligkeit, auf das Überwältigtsein, würde man auch dem biblischen Gottesbegriff nicht gerecht. Erfahrung Gottes lässt sich ja nicht herbeiführen, sondern ist Zuwendung einer freien Person zu einem ebenso freien Menschen. Notwendigerweise erfahren besonders auch Heilige wie Johannes vom Kreuz oder Mutter Theresa Gott als denjenigen, der sich jeder Emotionalität entzieht, damit er als Gott und nicht als Götze geliebt werde. In allen Erfahrungen tritt Gott immer als der ganz Andere auf, der den Menschen davor warnt, ihn mit seinen Gefühlen, Bedürfnissen und auch den punktuellen Erfahrungen gleichzusetzen. Auch Musik muss Erfahrungen ermöglichen, die einen ganz anderen Gott zeigen, als er unserer alltäglichen Sichtweise entspricht, sonst erfährt der Mensch nicht Gott, sondern einen Götzen. Musik als Raum der Gotteserfahrung birgt die Chance, den „Anderen Gott“ in die Nähe zu bringen.

Dabei kann es notwendig sein, dass nicht nur die Kirche musikalisch verkündet, sondern dass liturgisch und kirchlich nicht gebundene Musik ihre „Verkündigung“ an die Praxis der Kirche heranträgt und Gewohnheiten in Frage stellt. Musik als Ausdruck religiöser Erfahrung macht auf ein notwendiges Kennzeichen christlicher Verkündigung insgesamt aufmerksam: wenn sie nicht leblose Instruktion sein will, darf sie sich nicht in „der Sphäre sprachlicher Rationalität erschöpfen und ihre Begrifflichkeit (...) auf zu wissende Informationen reduzieren“⁶. Die drei exemplarisch gewählten Komponisten stellen auf je eigene Art ihre individuellen Anfragen an kirchliche Verkündigungspraxis.

2. Johann Sebastian Bach (1685–1750)

2.1. Musik als Verkündigung

Musik ist bei Johann Sebastian Bach Ausdruck seines individuellen Glaubens. Musik wird zur Verkündigung. Zu der Textinterpretation treten das Orchester und seine vielfältigen Möglichkeiten, eigenständige Inhalte zu setzen und den Text zu interpretieren. Gerade in der lutherischen Tradition, und als einen Höhepunkt muss man J. S. Bach nennen, wird die Kombination aus Musik und Text zu einer eigenen Form der Verkündigung, Bach zum 5. Evangelisten. Durch Harmonik, Melodik, Rhythmik gibt er dem biblischen Text und den Gebeten der christlichen Tradition eine eigene subjektive Interpretation. Diese kurze Einleitung zeigt, dass die Komponisten nicht nur überwältigen wollen, sondern implizit eine auch intellektuell anregende Interpretation des Glaubens geben möchten. In den Kantaten Bachs machen sich die Gläubigen die biblischen Texte zu eigen und antworten mit den ihnen zgedachten Liedern. Das Evangelium wird Dialog, der Gläubige ist nicht passiver Hörer, sondern wird durch die Musik in das Geschehen einbezogen. Wie Bachs Musik eine theologische Musik ist, ließe sich an zahlreichen Beispielen zeigen.

2.2. Musik ist Abbild einer göttlichen Ordnung und Harmonie

Der gläubige Mensch sieht die Welt als Schöpfung, er erfährt sich als eingebettet in die wunderbaren Schöpfungswerke Gottes, die Welt ist gleichermaßen vielfältig und geordnet. Der Gedanke der Ordnung wird nun in Musik umgesetzt. Das musikalische Material wird geordnet und nach festen Regeln komponiert, so dass es in der Lage ist, Göttliches nicht nur durch das Hören und das Ergriffensein zu vergegenwärtigen, sondern auch durch die festen Regeln der Komposition. Der Gedanke, dass Gott in seiner Einheit die Vielheit der Welt geschaffen hat, wird musikalisch durch proportionale Verhältnisse in den Parametern vorgestellt, die im Kompositionssatz auf der Ebene der

Harmonien, der Mensur oder des Takts wirken. Dabei ist es im Grunde egal, ob dies jeder heraushören kann. Es geht um den Versuch einer Harmonie, die in sich selbst wertvoll ist, ähnlich dem Bau einer gotischen Kathedrale oder einem barocken Bauwerk.

Günter Jena⁷ verdeutlicht dies am Beispiel des Eröffnungschores des Bachschen Weihnachtsoratoriums.

Zunächst ist eine solche Musik auch für den heutigen Menschen, Jugendliche und Erwachsene, gut zu hören. Bach ist sozusagen „domestiziert“ und genau darin liegt das Problem. Denn sie begegnen in dem scheinbar so leicht zu Verarbeitenden einem Welt- und Gottesverständnis, das dem Ihren vielfach nicht entspricht. Die Vorstellung von Gott als Ordnung und Schönheit, der Welt als einer von Gott geordneten und einheitlich gestalteten Größe führt sie in eine fremde Welt, konfrontiert sie aber mit einem starken Glaubensbekenntnis. Besteht Kunst in der Darstellung des Schönen, auch heute noch?⁸ So kann auch gut Hörbares fremd sein, sobald man die Inhalte reflektiert. Stimmt denn die Musik Bachs noch mit den Glaubenshaltungen heutiger Menschen überein, jenseits der Ästhetik, die sie vielleicht vordergründig anspricht? Kann der barocke Glaube an Gott als dem Urgrund des Schönen nach Auschwitz noch ein legitimer Zugang zu Gott sein?, fragt Reymaier. Dass Bach nicht nur für eine unreflektierte Schönheit steht, zeigen seine Passionsmusiken deutlich. Ich meine, man kann es nicht bei der ästhetischen Wahrnehmung lassen, wenn Musik wie auch die bildende Kunst oder die gehobene Literatur Anspruch auf Wahrhaftigkeit erhebt. Das aber muss reflektiert werden.

3. Olivier Messiaen (1908–1992)

3.1. Messiaens Konzept einer „theologischen Musik“

Olivier Messiaen war selbst viele Jahrzehnte als Organist und Kirchenmusiker in Paris tätig und macht sich in seinen musik-

theoretischen Aussagen Gedanken über geistliche Musik. Seine Geisteswelt ist geprägt von einem traditionellen katholischen Gedankengut. Messiaen unterscheidet drei Kategorien von Musik: die liturgische, die geistliche und die sog. theologische Musik. Als liturgische Musik wird von ihm ausdrücklich nur der gregorianische Choral qualifiziert, der geistlichen oder religiösen Musik liegen liturgische oder geistliche Texte zugrunde, und der Ort der Aufführung wird in der Regel die Kirche und der Gottesdienst sein. Die theologische Musik greift theologische Themen auf, sie meditiert und verarbeitet einen religiösen Hintergrund.⁹ Das Orgelwerk Messiaens etwa ist durchweg eine solche theologische Musik, wenn man etwa an die Orgelzyklen über das Weihnachtsfest, Pfingsten, die Dreifaltigkeit oder die Eucharistie denkt, um nur einige zu nennen. Solche theologische Musik will nicht in erster Linie die Emotion bedienen, sondern will eine Art von Predigt sein, „die dem Anspruch rationalen Redens genügen muss“¹⁰. Dieser rationale Aspekt ist für Messiaen unverzichtbar, und er wird insbesondere ausgedrückt durch eine klare Satztechnik und Formgebung. Allerdings treffen wir damit noch nicht den eigentlichen Kern seiner Musik. Immer wieder kommt er darauf zu sprechen, dass das Ziel seiner Musik die Gotteserfahrung sein will, ja sogar die Vereinigung mit Gott. Messiaen meint nicht nur Musik zu hören, sondern auch in Farben zu sehen, wir werden darauf zurückkommen. Musik soll den Hörer ergreifen, in ein gleißendes Licht eintauchen. Transzendenz wird in der Musik sinnlich erfahrbar, mit den Ohren, mit den Augen, aber eben auch mit dem Verstand. Transzendenz ist für Messiaen inhaltlich gefüllt: ein Synonym für Gott, den ganz anderen.

So darf theologische Musik keine absolute sein, der der Zuhörer wie ein unbeteiligter Betrachter folgt. Er muss sich ergreifen lassen wollen, der Hörer wird zum Teilhaber.¹¹ Die leitende Idee seiner Kompositionen beschreibt Messiaen selbst so: Gott in uns, in sich und in den Dingen.¹²

Der Intellekt wird schon durch die theologische Überschrift eines Musikstückes bewegt, die der Komponist seiner Komposition voranstellt. Diese Überschriften sind der Bibel, der kirchlichen Tradition entnommen, können aber auch eigene theologische Kurzreflexionen des Komponisten sein.

3.2. Gott: Klang-Farbe; Zeit-Raum

Es war für Messiaen immer schwer, seinen Gesprächspartnern zu verdeutlichen, dass er Musik nicht nur hört, sondern sieht. Klänge lösen bei ihm Farbwahrnehmungen aus, bestimmte Klangfolgen entsprechen Farbkombinationen, etc. Er ist sich der Tatsache bewusst, dass dies keine objektiven Aussagen zulässt, sondern dass Musikwahrnehmung etwas ausgesprochen Subjektives ist. Damit ist nun eine erste inhaltliche Aussage seiner Musik verbunden, die der Kunstauffassung des beginnenden 20. Jahrhunderts in der bildenden Kunst entspricht: es gibt keine objektive Naturauffassung, die durch die Kunst wiedergegeben werden könnte, sondern der Komponist deutet seine Welterfahrung und ermöglicht seinem Hörer eine ganz eigene. Der Hörer seiner Musik wird andere Farben assoziieren als Messiaen, aber auch er kann, wenn er sich denn der Musik hingibt, im Hören und Sehen dem Licht Gottes begegnen, das aber eben in seiner Erfahrung.

Wichtig für die Musikerfahrung, und damit auch für die Ermöglichung einer Transzenderfahrung ist, dass die Musik Messiaens die klassischen Hörgewohnheiten, Harmonie- und Melodieerwartungen durchbricht. In der klassischen Musik ist es ja in der Regel so, dass Harmonien und Melodieführungen nach festen Prinzipien aufeinanderfolgen und der Hörer der klaren Auflösung und dem eindeutigen Ende entgegensteuert. Bei Messiaen verschwindet diese „intentionale Anspannung“¹³ und er eröffnet neue Gestaltungsmöglichkeiten. Es gibt praktisch keine imaginäre Vorwegnahme der Musik durch den Hörer, er weiß nicht, was kommt. So bekommt jeder musikalische Augenblick, jede Klangfarbe eine eigene, bisher „unbekannte Präsenz“¹⁴. Musik ist dann nicht mehr einfach der Klang in einer vergehenden Zeit,

sondern Diskontinuität, ja, die Zeit kommt auch in jeder einzelnen Klangfarbe zum Stehen und die nacheinander folgenden Farben ergeben ein buntes Farbenspektrum. Musik wird so Abbild der göttlichen Ewigkeit, die ja kein Vergehen von Zeit beinhaltet. Das widerspricht nur scheinbar der oben getroffenen Aussage, dass gerade Musik Zeit benötigt, und damit den Wert des Geschöpflichen beschreibt. Messiaen selbst bewertet dies so:

„Ich liebe die Zeit, weil sie der Anfangspunkt aller Schöpfung ist. Die Zeit setzt voraus die Veränderung (also die Materie) und die Bewegung (also den Raum und das Leben). Die Zeit macht uns, durch den Gegensatz, die Ewigkeit verständlich.“¹⁵

Theologisch gesprochen: ohne die Erfahrung und die Gestaltung der Zeit gibt es keinen Vorgeschmack auf die Ewigkeit.

Messiaens Musik ist durch die Orchestrierung und die verschiedenen Möglichkeiten der harmonischen Klanggestaltung eine unglaublich farbenreiche Musik jenseits aller damals (und heute) üblichen Hörgewohnheiten. Ein Messiaeninterpret nennt seine Musik einen Zeit-Raum, in dem sich Klangeignisse, Farbeignisse „türmen und staffeln“¹⁶. Er selbst vergleicht wiederholt seine Musik mit der Rosette einer gotischen Kirche. Tausend Farben zerschmelzen zu einer, und sie wird im Strahlen zu einem Symbol Gottes und der himmlischen Welt.

„Die Musik der Farben macht das, was die Glasfenster und die Rosetten des Mittelalters tun: sie beschert uns das Überwältigtsein. Sie rührt gleichzeitig an unsere edelsten Sinne: das Gehör und das Gesicht, sie erschüttert unsere Empfindungsfähigkeit, reizt unsere Einbildungskraft, lässt unsere Einsicht wachsen und bringt uns dahin, dass wir unsere Begriffe hinter uns lassen, um dort anzukommen, wo, höher als Vernunft und Intuition, der Glaube ist.“¹⁷

Auch Messiaen argumentiert immer wieder christologisch. Die Schöpfung wird erst für den Christen zum Ort der Erfahrung der Transzendenz, weil der Schöpfer in der Inkarnation in die Materie eingegangen ist¹⁸. Er liebt die Zeit und die Materie, weil Chris-

tus sie angenommen hat. So ist jede Musik der Farbe, jede theologische Musik auch eine Meditation der Inkarnation. Ohne dieses Ziel der Musik, die Schöpfung gewordene Transzendenz (hier nur ein anderes Wort für den „ganz anderen Gott“) zu bezeugen, hält er jede Komposition für unmöglich.

Der persönliche Glaube Messiaens, seine Glaubenserfahrung und Reflexion der Glaubensinhalte führt hin zu seiner Musik, die dem Hörer eine eigene subjektive Erfahrung ermöglicht.

4. Arnold Schönberg (1874–1951): „O Wort, du Wort, das mir fehlt“.

Die Oper Moses und Aaron des Komponisten Arnold Schönberg ist für den Bereich der Gotteslehre insofern von allergrößter Bedeutung, als sie inhaltlich einen notwendigen Gegenpol zur Gedankenwelt Olivier Messiaens darstellt, der von der Ästhetik her seine Gotteslehre entwickelt und seine Hörerinnen und Hörer über die sinnliche Erfahrung in die Gottesbeziehung führen will. Messiaen ist Katholik, Arnold Schönberg Jude, so dass von ihm die ursprüngliche Wucht des alttestamentlichen Bilderverbots rezipiert wird, und bei Schönberg noch weitergeführt als das Ende jeder Ästhetik im Zusammenhang mit der Gotteslehre. (Die Rezeption des Bilderstreits in den ersten christlichen Jahrhunderten wird an diesen beiden Komponisten deutlich: auch Messiaen nimmt das Bilderverbot ernst. Erst die Inkarnation ermöglicht eine Darstellung des Heiligen). Schönberg geht es um die Unmöglichkeit, Gott sichtbar darzustellen, und wir werden feststellen, auch um die Unmöglichkeit, Gott mit den Mitteln musikalischer Ästhetik erfahrbar zu machen. Über das Kultbildverbot hinaus lehnt er jede Darstellung und jede beschreibende Aussage über Gott ab.

Diese Nichtdarstellbarkeit Gottes ist der eigentliche Inhalt der Oper, die Schönberg 1928 zu komponieren begann. Bis 1932 hat er den 1. und 2. Akt des als dreiaktige Oper konzipierten Werkes vollendet, den 3. Akt

vollendet er nicht mehr, so dass die Oper Fragment bleibt. 1933 kehrt Schönberg zum Judentum zurück, das er als junger Mann hinter sich lassen wollte. 1937 emigriert er in die USA, dort findet nach dem 2. Weltkrieg die Uraufführung statt, bei der der 3. Akt gesprochen wird, die Musik schweigt.

Themen der Oper sind die Offenbarung an Mose, das Bilderverbot, die Frage nach der Vermittlung der Offenbarung an das Volk. Der Kommentator Marc Kerling, der eine ausführliche theologische Wertung der Oper geschrieben hat,¹⁹ betont den geradezu prophetischen Charakter der Oper in der Zeit kurz vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten. In eine Zeit des Bilderüberschwangs, des Missbrauchs, der Täuschung geht er den umgekehrten Weg, um Gotteserfahrung zu thematisieren. Zu dem Bilderverbot und der Nichtdarstellbarkeit Gottes gehört auch seine politische Machtlosigkeit. Auch wenn Gott der einzige und mächtige ist, bleibt er doch politisch ebenso ungreifbar. Das Volk muss auch politisch mit der totalen Transzendenz Gottes leben. Ohnmacht, Vertreibung, Exil, Mord sind sozusagen die wahrnehmbare Seite der Bildlosigkeit Gottes.

Gott ist reiner Gedanke, als solcher offenbart er sich dem Mose. Jeder Beweis nach außen, auch das Wunder des Exodus, die Wolken- und Feuersäule, sind im Grunde schon wieder ein Verrat an der Nichtdarstellbarkeit Gottes. Diese Gotteserfahrung des Mose ist das Ende jeder Vermittelbarkeit Gottes in der Sprache, auch nicht im Gesetz, das auf Tafeln geschrieben ist. Musikalisch wird dies so umgesetzt, dass Mose in der ganzen Oper mit einer Ausnahme nicht singt, sondern nur Sprechgesang deklamiert. Die Erfahrung des Mose ist auch in der Musik nicht vermittelbar.

Das Volk braucht Gefühle, Symbole, Bilder, aber entfernt sich damit bereits vom reinen Gedanken, der Gott ist. Mose klagt über das Volk, das nie fähig sein wird, diesen reinen Gedanken zu denken. Faktisch hängt das Volk immer am Polytheismus fest, bleibt verfügbar und äußerlich, auch wenn es das rechte Bekenntnis spricht.

Allerdings wird das Volk auch in Schutz genommen. Seine Unwissenheit hängt nicht am bösen Willen, sondern an der Unvermittelbarkeit Gottes. „O Wort, das mir fehlt“, ist der letzte komponierte Satz der Oper. Diesen Schrei ruft Aaron aus, der seinem Bruder an die Seite gestellt wird, um das Unsagbare dann doch zu kommunizieren.

Er spricht dasselbe Bekenntnis wie Mose, aber mit einer Melodie versehen, er versucht die Vermittlung, die nicht gelingt, ohne an der Unaussprechlichkeit Gottes Verrat zu üben. Nur einmal singt auch Mose, als er sich seinem Bruder und dem Volk zuwendet, und sie auffordert, ihr Denken zu reinigen. Aaron ist Bruder im Geist, aber er hat nicht teil an dem Geist, der Mose geschenkt ist.

Es passt, dass nach dem Schrei Aarons nach dem Wort die Musik verstummt. Viele Paradoxien spielen eine Rolle: Musik, die zeigt, dass Ästhetik kein Zugang zum reinen Gedanken Gottes darstellt, und gerade in ihrer Art doch einen eignen Zugang zu ihm vermittelt. Die Musik verstummt am Ende auch vor dem nicht darstellbaren Gott. So wird die Musik dann doch zu einer Vermittlung des einen Gottes, die eigentlich gar nicht möglich ist. Die Oper steckt in ihren Grundaussagen einige Paradoxien ab, die theologisch von höchstem Interesse sind: Eine grundsätzliche Anfrage an die Pädagogisierung des Glaubens.

5. Fazit

Die genannten Komponisten stoßen auf ihre je eigene Art Fragen an, die für die Gotteslehre wesentlich sind. Dabei ist nicht nur die Musik möglicherweise fremd für den heutigen Hörer, erst recht für einen möglichen Jugendlichen. Auch die vermittelten Inhalte stellen eine fremde Welt vor Augen. Welche den Menschen heute näher ist, die Welt Bachs und Messiaens oder die Welt Schönbergs, ist die Frage. Ich glaube, dass die Gottesaussagen Bachs in ihrer tiefen Frömmigkeit, ihrem Glauben an die Schönheit Gottes und seiner Widerspiegelung in der Musik fremde Welten aufstoßen, über

die sich nachzudenken lohnt. Die Hörbarkeit der Bachschen Musik *simuliert* nur eine Verständlichkeit, die heute angefragt werden muss. Die Neuartigkeit der Musik des 20. Jahrhunderts stellt aber die gleiche inhaltliche Frage: Ist Gott so aussagbar, in der Schönheit, der Überwältigung, der Farbenpracht? Die Musik Messiaens eignet sich für dieses Nachdenken gut, weil sie so fremdartig zu hören ist. Es ist keine *direkt* überkommene Schönheit für den ungeübten Hörer. Sie verstört und fasziniert gleichermaßen. Insofern ist Messiaen nicht der Versuchung erlegen, Gotteserfahrung zu „machen“.

Man kann Messiaen den Vorwurf machen, dass er durch seine Theologie der Herrlichkeit die Wirklichkeit des Leids ausklammert oder überspringt. Messiaen gibt unumwunden zu: für die Darstellung des Leids bin ich nicht begabt.²⁰ Damit verbindet er aber auch ein persönliches Glaubenszeugnis: Der Blick auf die himmlische Welt und die eschatologische Vollendung sind für ihn persönlich in schwierigen Lebensphasen die einzigen Mittel gewesen, nicht zu verzweifeln.²¹

Ebenso fremd und doch eindringlich ist Schönbergs Musik, oder sie wird gerade da eindringlich, wo sie endet, und Fragment bleibt. Gott als reiner Gedanke führt die Theologie vor ein Problem, nicht nur die Pastoral und die Verkündigung. Aber auch Schönberg spricht ja davon, dass der Mensch Erfahrungen mit Gott, Bilder, Begriffe braucht, von denen ihm aber klar sein muss, dass sie mehr von Gott wegführen können als dass sie ihn verstehbar machen. Keinem anderen als Mose ist die Radikalität dieses Gottesbegriffs klar geworden. Trotzdem stellt er auf seine Art die Frage nach der radikalen Unterscheidung zwischen Gott und den Götzen, ob sie nun theologischer, politischer oder auch gebetspraktischer Natur sind.

Der Vorzug der genannten Beispiele liegt wohl darin, dass sie nicht ohne intellektuelle Reflexion sprechen, sondern Verstand und Gefühl bewegen und irritieren. Sie simulieren keine heile Gefühlswelt, auch dort nicht, wo sie etwa von der Schönheit Gottes zeugen wollen. Sie fordern zur Auseinanderset-

zung und zur eigenen Positionierung, wie Messiaen sagt: Keiner kann Zuschauer bleiben und sich einlullen lassen. Sie sind Beispiele einer Gotteslehre, die tiefer gehen kann als viele Worte.

Anmerkungen:

- ¹ G. Bitter, Art. Musik: NHTg 79/82.
- ² G.A. Krieg, Art. Musik und Religion IV: TRE 23 (1994) 457/95, hier 489/91.
- ³ Hrsg. von W. Bönig, Mainz 2007.
- ⁴ Ebd. 93.
- ⁵ Ebd. 80f.
- ⁶ Vgl. E.K. Reymaier, Art. Musik c) theologisch: RGG V, 1620/22.
- ⁷ G. Jena, Brich an, o schönes Morgenlicht. Das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach. Eschbach 1997, 35.
- ⁸ Vgl. E.K. Reymaier, 1622.
- ⁹ Vgl. dazu Helga de la Motte – Haber, Zur „theologischen“ Musik Olivier Messiaens : C. Wassermann Beirão, Christine, Th. D. Schlee, E. Budde, Elmar (Hrsg.): La Cité céleste. Olivier Messiaen zum Gedächtnis. Dokumentation einer Symposienreihe. Berlin 2006, 65ff.
- ¹⁰ Ebd.
- ¹¹ Ebd. 66
- ¹² Vgl. ebd. 65.
- ¹³ Robert Kudielka, Der Klang Violet. Zur Bedeutung der Farbe in der Musik Olivier Messiaens: C. Wassermann Beirão, La Cité, 17.
- ¹⁴ Ebd.
- ¹⁵ Almut. Rößler, Beiträge zur geistigen Welt Olivier Messiaens. Duisburg² 1993 = 1984, 41.
- ¹⁶ Ebd. 22.
- ¹⁷ Olivier Messiaen, Conférence de Notre Dame, vom 4. Dezember 1977: Rößler, Beiträge 70.
- ¹⁸ Vgl. Rößler, 54.
- ¹⁹ Marc M. Kerling, O Wort, du Wort, das mir fehlt. Die Gottesfrage in Arnold Schönbergs Oper „Moses und Aron“. Zur Theologie eines musikalischen Kunst-Werkes im 20. Jahrhundert. Mainz 2004.
- ²⁰ A. Rößler, 54f.
- ²¹ Vgl. ebd. 56f.

Zeit zum Zölibat

Firmstunde. Heute macht die Firmgruppe mit ihrem Firmhelfer eine Kirchenführung. In der Ministrantensakristei stellt einer der Jugendlichen verwundert fest, dass es da nicht nur Gewänder für Kinder, sondern auch größere gibt. Und fragt nach, für wen die denn seien. Der Firmhelfer erklärt ihm: „Hier in der Gemeinde gibt es auch junge Erwachsene, teilweise stehen sie schon im Berufsleben, die ministrieren“. Ungläubige Rückfrage des jugendlichen Firmbewerbers: „Haben die denn gar kein Leben?“ Der Firmhelfer war etwas sprachlos, zum anderen schien es ihm wohl nicht der passende Moment zur Stellungnahme. Aber als er mir die Begebenheit hinterher erzählte, meinte er: „Eigentlich hätte ich diese Frage ja aufgreifen, Stellung nehmen müssen“. Ja: Was macht Leben aus? Was fördert es, was schmälert es, worum geht es dabei?

Eschatologisch gesehen

Immer wieder einmal ist die Klage zu hören, dass über die „letzten Dinge“ nicht mehr gepredigt werde. Die Verkündigenden drücken sich um eschatologische Themen. Neben den ungunstigen Erinnerungen an Höllenpredigten früherer Zeiten mag es noch andere Gründe für diesen Sachverhalt geben. Jedoch: „It is since Christians have largely ceased to think of the other world that they have become so ineffective in this one“, hat C.S. Lewis¹ einmal notiert.

In Verbindung damit leben viele ihr „Leben als letzte Gelegenheit“², und ich bin nicht sicher, ob trotz einer gewissen Skepsis dem stets steigenden Wachstum gegenüber die Finanzkrise das grundsätzliche Vertrauen in ein Leben nach der Devise „schneller, höher, weiter, mehr...“ erschüttern konnte.

Christen³ sind gefragt, bzw. lassen sich auch anfragen in der aktuellen gesellschaftlichen und kirchlichen Situation. Es geht ja nicht nur oder am Allerwenigsten um das Überleben von Kirche, sondern um die Möglichkeit, als Kirche der Welt zu dienen. Nur eben wie? Manch schroffe Töne und hitzige Debatten werden sich wohl nicht nur mit Kämpfen zwischen verschiedenen Lagern, sondern gerade aus der gemeinsam empfundenen herausfordernden, schwierigen Situation erklären lassen.

Mit persönlich tut es leid, dass bei der Auseinandersetzung um den Pflichtzölibat der Zölibat bisweilen in den Hintergrund zu treten scheint, falls ich das einmal etwas ungenau so formulieren darf. Deswegen möchte ich, ohne mich auf die Diskussion um die „Pflicht“ (zum Zölibat) einzulassen, über den Zölibat nachdenken. Und habe das ja mit der eschatologischen Fragestellung bereits begonnen. Die terminologischen Unschärfen zeigen inhaltliche Schwierigkeiten: Im Gegensatz zur freiwillig gewählten jungfräulichen Ehelosigkeit zeichnet den Zölibat momentan ja gerade sein verpflichtender Charakter aus.

Als 1989 Anselm Grüns „Ehelos – des Lebens wegen“⁴ erschien, spottete ein Mitbruder: „Eigentlich müsste es doch heißen ‚-der Bequemlichkeit wegen‘“. Nicht jedes Single-Leben ist durch Bequemlichkeit motiviert, aber unter Umständen kann diese Lebensform auch damit zusammen hängen. Bei der „Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen“ geht es nicht darum – hoffentlich! Bezeugt das Leben der zölibatär Lebenden, dass es „mehr als alles geben muss“? Damit schiene mir ein den Menschen wichtiger, unersetzbarer Dienst geleistet.

Und die Eucharistie?

Ich möchte keinesfalls Eucharistie und Zölibat gegeneinander ausspielen. Und bin mir sehr wohl des qualitativen Unterschiedes der Beziehung „Kirche – Eucharistie“ zur

Beziehung „Kirche – Zölibat“ bewusst. Bisweilen kommt mir jedoch die vielen vermutlich gar nicht nachvollziehbare und mir selbst ja auch beinahe unheimliche Frage, womit ich denn den Menschen heute mehr diene: durch meine Lebensform als Zölibatärer oder durch meinen Vorstedherdienst bei Eucharistiefiern? Obwohl ich sehr gerne Eucharistie feiere und keinerlei Zweifel an deren geistlicher Fruchtbarkeit habe, nehme ich doch wahr, wie sehr oft der Anspruch der biblischen und liturgischen Texte und die konkrete Wirklichkeit der Feier auseinander klaffen. Und obwohl ich nicht den Anspruch habe, den ganzen Reichtum der Eucharistiefeyer vermitteln zu müssen, kämpfe ich immer wieder um die Übersetzbarkeit bzw. Vermittelbarkeit dieses Geheimnisses. Und das für Menschen, die in der Kirche sind.

Für Nicht-Kirchgänger und solche, denen das Christentum fremd (geworden) ist, gehört Eucharistie unter Umständen zu den nicht nur nicht mehr erlebten, sondern nicht einmal mehr angefragten und hinterfragten Ritualen.

Da habe ich den Eindruck, dass Ehelosigkeit ganz anders „unter die Haut geht“. Denn über die Frage der Lebensform muss sich eben jede und jeder Gedanken machen. Diese Frage verbindet mich mit allen Zeitgenossen ohne Unterschied.

Was macht den Priester aus?

Keine Frage, dass wir uns in der Kirche dankbar soziologischer Untersuchungen und daraus sich ergebender Hinweise bedienen dürfen, um möglichst alle gesellschaftlichen Milieus in den Blick zu nehmen. Im Zusammenhang mit dem bisher Genannten berührt mich dabei manches auch ein wenig seltsam. In einer österreichischen Kirchenzeitung etwa wurde berichtet, wie Hauptamtliche in der Kirche ihre Hobbys bzw. Begabungen dazu nutzen, um mit Menschen in Kontakt zu kommen. Da gibt es den Pfarrer, der zwei Pferde im Stall hat, den anderen, der in der Blaskapelle des Ortes mitspielt und wieder einen, der bei der Feuerwehr im Einsatz ist.

Ich möchte jedem Mitbruder die Pflege seines Hobbys gönnen und glaube fest, dass sich daraus auch missionarische Kontaktmöglichkeiten ergeben können. Ich selbst habe als Kaplan im Männerchor mit gesungen, aus Freude an der Musik – und natürlich als Kaplan am Ort. Und doch, meine ich, müssen sich Priester fragen, wo sie nicht nur „wie andere Menschen“ sind, sondern wo sie auch „anders“ sind. Wobei damit natürlich nicht gemeint ist, dass sich zölibatär lebende Priester negativ absetzen oder abgrenzen sollen. Das gab und gibt es ja auch, bisweilen gerne toleriert von Mitchristen: „Wenn der Pfarrer schon nicht heiraten darf, dann soll er wenigstens gut essen“. So erzählte mir schmunzelnd jemand, die neuesten technischen Gadgets, etwa im Computer- oder Handybereich, finde er immer zuerst bei den Priestern in seinem Bekanntenkreis. Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Zu meinem Abschied als Pfarrer hat sich eine Frau aus der Gemeinde in einem Brief bei mir bedankt. Unter anderem dafür, dass ich „als Bruder gepredigt“ hätte – über dieses Kompliment freue ich mich immer noch. Ich will nicht anders sein, um anders zu sein. Aber ich stehe zur Verschiedenheit der Berufungen in der Kirche – und bei der priesterlichen macht die mit ihr verbundene Ehelosigkeit ihre Eigenart ungemein deutlich. Wobei es natürlich auch anders möglich ist, wie etwa Priester östlicher Riten oder von anderen Konfessionen konvertierte Priester belegen. Auch hier will ich nichts gegeneinander ausspielen. Lediglich meine etwas „ketzerische Frage“ von weiter oben wach halten. Womit und wie kann ich Menschen ganz existentiell dienen?

Die missionarische Dimension

Aufgrund meiner Überlegungen habe ich diesen Zeilen ihre Überschrift „Zeit zum Zölibat“ gegeben, nicht der Alliteration zuliebe, sondern im Anklang an „Zeit zur Aussaat“, dem Dokument der deutschen Bischöfe aus dem Jahr 2000 mit dem Untertitel „Missionarisch Kirche sein“. In

meine Ausgabe dieses Dokumentes habe ich mir einen Kalenderzettel eines Abreißkalenders mit einem Zitat von Bischof Franz Kamphaus geklebt (leider steht dort keine Quellenangabe): „Ob wir als Christen zukunftsfähig sind, entscheidet sich an unserem Gottesverhältnis. Da aber liegt manches im Argen. Wir reden uns über Kirchenprobleme und theologische Fragen die Köpfe heiß, aber das Herz bleibt kalt. Wir leugnen Gott nicht, aber wir rechnen auch nicht ernsthaft mit ihm. Wir reden und erklären alles Mögliche, aber es kommt kaum noch durch, was wir der Welt schuldig sind: das uneingeschränkte Bekenntnis zu Gott“. Da ich wie gesagt nicht weiß, wo sich dieses Zitat befindet, warne ich davor, es direkt auf aktuelle Diskussionen zu beziehen. Auch und gerade in der aktuellen Situation gültig aber scheint mir der letzte Satz. Und da meine ich, dass ein zölibatäres Leben dem Bekenntnis zu Gott eine sehr wahrnehmbare Form gibt. Ohne damit diese Form fälschlich anderen entgegen setzen zu wollen.

Übrigens habe ich mir auch in das Heft mit dem Dokument der französischen Bischöfe, welches demjenigen der deutschen voraus ging⁵, ein Zitat (wieder ohne Quellenangabe) hinein geschrieben. Es stammt von Madeleine Delbrêl, welche ja im Dokument selbst auch erwähnt wird: „Wir verkünden keine gute Nachricht, weil das Evangelium keine Neuigkeit mehr für uns ist, wir sind daran gewöhnt, es ist für uns eine alte Neuigkeit geworden. Der lebendige Gott ist kein ungeheures, umwerfendes Glück mehr... Wenn wir von Gott reden, bereden wir eine Idee, statt eine erhaltene, weiter verschenkte Liebe zu bezeugen...“ Sicher möchte Madeleine Delbrêl mit diesem Text keine Empfehlungen für Zölibatäre geben. Und doch haben diese ihre spezifische Möglichkeit, deutlich zu machen, dass Gott keine Idee ist. Für eine Idee verzichte ich nicht auf die Ehe! Was natürlich nicht heißt, dass auch Eheleute auf ihre Weise Zeugnis ablegen können für den Gott, der keine Idee ist. Und auf je eigene Weise haben sowohl Eheleute als auch zölibatär lebende Priester die Beziehung zu Gott zu pflegen, damit er eben nicht zu einer Idee wird.

Zusammenfassung

Abschließend komme ich noch einmal auf die ungemütliche Frage zurück, die mich umtreibt. Womit, wie kann ich den Menschen besser, mehr dienen? Letztlich ist die Frage ja in dieser Form überhaupt nicht zu stellen. Wenn ich mich frage, wieso ich gerne Eucharistie feiere, dann hat das für mich viel mit ihrem Geschenkcharakter zu tun. Natürlich mache ich mir als Vorsteher Gedanken bezüglich der Gestaltung, und trotzdem habe ich immer wieder den Eindruck, wenn die Eucharistie beginnt, dass wir Mitfeiernden in einen Festraum eintreten, der eben schon da und geöffnet ist. Ich muss da nichts „machen“. Ich gebe zu, dass dieses Empfinden bei drei Messen am selben Tag etwas schwächer wird. Als ehelos Lebender habe ich wiederum den Eindruck, in dieser Lebensform auch nur leben zu können, weil ich mich als von Gott Beschenkter erfahre – sonst ginge es nicht.

Zum Schluss möchte ich noch einmal betonen, dass ich mich mit diesen Zeilen nicht auf die aktuelle Pflichtzölibatsdiskussion einlassen möchte, sondern lediglich eine Stellungnahme zum Zölibat abgebe. Und dieser scheint mir dieser Zeit ungemein angemessen. Nach außen: Ob jetzt der Glaube verdunstet oder (deswegen?) die Welt von Religion dampft, die geradezu verrückte Lebensform des Zölibatären ist wahrnehmbar und kann im besten Fall Zeugnischarakter bekommen. Klarerweise wird dieses leibhaft – existentielle Zeugnis für Vertreter der Ansicht, dass Religion eigentlich in die Sakristei gehört, eine Anfrage, wenn nicht ein Ärgernis darstellen.

Nach innen: Aufgrund von Gemeindezusammenlegungen droht das Bild des Priesters hin und wieder zu kippen bzw. das Selbstverständnis von Priestern verändert sich zwangsläufig. Wenn schon bisher manchmal über die Bürokratie geklagt wurde, so nimmt diese in größeren Verbänden ja unweigerlich zu. Auch dazu scheint mir der Zölibat wie ein existentieller Gegenpol zu sein. Wobei ich damit keine

Wertung über die sich ändernden pastoralen Strukturen abgeben möchte, geschweige denn so naiv wäre anzunehmen, dass allein die zölibatäre Lebensform Priestern in solchen Strukturen ein annehmbares oder erfülltes Leben sichern könnte.

In der kleinen Stadt, in der ich momentan lebe, ist vor kurzem die dritte weibliche Ordensgemeinschaft innerhalb von ein paar Jahren verabschiedet worden, eine ist noch da. Ich will nichts vermischen und natürlich wäre das Faktum genauer zu untersuchen. Aktuell spüre ich in mir eine gewisse Traurigkeit. Und mir kommt Paul Michael Zulehner in den Sinn: „Ist eine Pfarrei ohne ‚lose‘ lebende Mitglieder nicht eine gut verwaltete, aber sesshafte Institution ohne Unruhe des Pilgerns, des Aufbruchs von den Fleischtöpfen Ägyptens?“⁶ Auch wenn sich der Priester unvergleichlich anders durch den Vorsteherdienst bei der Eucharistie definiert als durch sein eheloses Leben, scheint er mir gerade heute auch durch letzteres ungemein wichtig für die Kirche und die Welt.

Anmerkungen:

- ¹ Ich verdanke das Zitat Angelo Anthony C.P.P.S. in seinem Beitrag „Leadership as a model of charity“ in: *The Wine Cellar*, Winter 2010, Nr. 24,22-29, hier: 25.
- ² Vgl. Gronemeyer, Marianne, *Das Leben als letzte Gelegenheit*, Darmstadt 2009
- ³ Der flüssigen Lesbarkeit halber beschränke ich mich auf die maskuline Form
- ⁴ Münsterschwarzach 1989.
- ⁵ Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996, Nr. 37 in der vom Sekretariat der deutschen Bischöfe herausgegebenen Reihe „Stimmen der Weltkirche“.
- ⁶ Zulehner, Paul Michael, *Leibhaftig glauben. Lebenskultur nach dem Evangelium*, Freiburg 1983, 82.

Zu Alex Lefrank: Kirche im Umbruch. Wohin soll es gehen? (Heft 09/2011, S. 259–266)

Bingo! Voll getroffen. Die nüchterne Einschätzung des Artikels trifft in meinen Alltag und meine Arbeit als Gemeindepfarrer. Wir leben in einer Umbruchszeit und sind auf der Suche nach einer neuen Kirchengestalt. Mag sein, dass der Dreischritt hilfreich sein wird. Was ich aber anders einschätze ist, dass wir noch nicht so weit sind. Leider – ohne Frage. Nicht nur die Bischöfe suchen nach Schritten (264). Ich möchte dies an dem Abschnitt Sünden- und Erlösungsbewußtsein (265) aufzeigen.

Das Kerngeschehen des NT, also Erlösung, trifft kaum oder gar nicht mehr die Erfahrung, Not oder Sehnsucht der Menschen. Wieso sind sich die Menschen denn ihrer Krankheit, Schuld und Zerrissenheit bewusst, wie es der Artikel unterstellt? Wenn es eine zentrale Aufgabe der Verkündigung ist, dieses Bewusstsein lebendig zu erhalten (265), sagt diese Aussage doch nur, dass dieses Bewusstsein erstmal nicht vorhanden ist. Oft gilt: Ich glaub nichts und mir fehlt nichts. Wir Kirchenleute meinen oft, dass da etwas fehlt und reden daher häufig davon. Ich vermute, dass solch ein großes Wort wie Erlösung kaum eine Relevanz für die meisten Zeitgenossen bis in die Kerngemeinde hinein hat und fange bei mir an. Wozu Erlösung und wovon?

Ein Grund des Glaubens ist uns abhanden gekommen. Natürlich können wir jetzt theologisch aufrüsten, schlaue Worte finden, warum und wieso es so ist und was Erlösung bedeutet. Wie heilsnotwendig sie für die Menschen ist. Stimmt – aus theologischer Sicht. Aber bitte, unser Reden von Gott dem Schöpfer, Erlösung, ewiges Leben, all die Essentials der christlichen Religion greifen nicht in das Interesse, geschweige die

Existenz der Menschen ein. Junge Erwachsene beschreiben dies anders: „Außerdem gibt es interessantere Dinge (als den Glauben), mit denen man seine Zeit verbringen kann. Für diejenigen, die sich ihr Leben nicht durch Gott erklären, kann das, was viele Gläubige auf einen allmächtigen Schöpfer zurückführen – der Nachwuchs auf den Armen, ein blühender Garten oder ein schöner Wagen in der Garage – an sich als sinnliches, begreifbares Glück schon mehr wert sein als das Versprechen eines eventuellen Nachlebens im Paradies. Unsere aufgeklärte Halbbildung, eine relaxte Melange aus Naturwissenschaften, alltagstauglicher Philosophie, Nachrichtenmeldungen und Populärkultur, wird ständig mit den neuesten Erkenntnissen upgedated und orientiert sich eher an einer Fülle von Fakten statt an spirituellen Höhenflügen. Und auch die Vorstellung, dass gar kein tieferer Sinn hinter der Welt und unserem Dasein steckt und wir irgendwann wieder in dem Nichts verschwinden, aus dem wir gekommen sind, ist für viele ähnlich beruhigend wie die Nebelbank mit Zombies in Carpenters Horrorklassiker „The Fog“ (Bonner, Stefan, Weiss Anne, Heilige Scheisse. Wären wir ohne Religion wirklich besser dran?, Köln 2011, S.238-239). So wird Glaube gesehen. Das angezeigte Buch breitet es schonungslos aus.

Lefrank schreibt, dass Gott die Richtung des Weges und die nächsten Schritte (zu einer neuen Kirchengestalt?) zeigt (266). Je länger desto mehr vermute ich, dass Gott sich selbst mit dem Zeigen des Weges und der nächsten Schritte sehr viel Zeit lässt. In dieser Zeit ist mir daher das Bild der Wanderung Israels in der Wüste tröstlich geworden, um nicht die Hoffnung zu verlieren. Es gilt:

Es ist eine trockene Zeit in der Wüste. Wir haben nicht die Straßenkarte, wie der Weg geht und wann er endet. Selbst Mose weiß ja oft nicht, wo und wie es lang geht und er sucht darum Hilfe bei anderen (Num 10,29-32). Auch er hadert mit Gott und schreit zu ihm (Ex 17,4). Grundsätzliche Fragen an den Glauben stellen sich (Ex 17,7). Gott wandert

zwar mit – aber leider nur sehr wolkig (Num 10,34), und oft ist ihm das Volk zuwider (Ps 95,10). Viele sehnen sich nach der vermeintlich guten alten Zeit zurück (Ex 16,3).

Wie in der Wüste damals ist heute langer Atem gefragt. Christen leben alles in allem, momentan nicht in einer sonderlich anregenden oder gar fröhlichen Zeit.

Der christlichen Karawane schließen sich nur sehr wenige an. Die Wege der Menschen laufen anders (s.o). Mit Sicherheit bekommen wir immer das, was wir täglich brauchen (Ex 16,21). Aber das Wandern kann sehr mühselig, langweilig und kräftezehrend sein. Ehe wir zu einem Glaubensbekenntnis kommen, das Menschen heute verstehen, ehe Biotope des Glaubens entstehen können, ehe ein neues Sakramentenverständnis hilft, müssen wir die Wüste durchqueren. Wir brauchen dazu noch Zeit des Glaubens und der Reinigung und noch mehr geduldige Hoffnung.

Vielleicht geht dies nur im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen, so wie es Dietrich Bonhoeffer schrieb. Aber das reicht.

*Pfarrer Br. Lukas Jünemann
52080 Aachen*

Literaturdienst

Reinhard Körner OCD: Jesus bleibt Kleinbauer – Aller guten Dinge sind drei. Vier-Türme-Verlag, Leipzig 2010. 128 S.

In dieser Zeitschrift wurde schon hingewiesen auf die beiden Bücher von P. Körner: „Jesus für Kleinbauern“ und „Jesus braucht Kleinbauern“. Wegen der großen Nachfrage hat der Verlag den Verf. gebeten, noch ein drittes Buch dieser Art zu schreiben, das nun unter dem o.a. Titel vorliegt. Es geht in dieser Buchreihe darum, in schlichter, verständlicher Sprache, eben in „Kleinbauernsprache“, die Person und Botschaft Jesu, der ja als „Kleinbauer“ unter uns aufgewachsen ist, den Menschen nahezubringen. Dabei wird manche Fehldeutung aufgedeckt, die den Evangelisten unterliefen, weil sie als Stadtmenschen nicht mit dem israelitischen Landleben vertraut waren. Auch der auferstandene Jesus – so der Verf. – spricht in seiner Kleinbauernmuttersprache zu uns, von daher auch der Buchtitel. Der Verf. zeigt es gleich zu Anfang auf an Texten des Johannes-Ev., das ja Christen am Ende des 1. Jh. aus ihrem „Herzensgespräch“ mit dem Auferstandenen heraus geschrieben haben.

Die insgesamt 30 kleinen Kapitel des Buches kann man in drei Abschnitten zusammenfassend vorstellen.

1) Über die Begegnung Jesu mit den ersten Jüngern: Deutung des Gesprächs Jesu mit Simon Petrus in Joh 21, das Jesus mit jedem von uns führt, indem er uns nach unserem Freundsein fragt, verbunden mit der Erklärung des Petrus-Namens als „Spitzname“ und der Vorstellung eines lachenden Jesus, der in liebevollem Humor mit Natanel umgeht (Joh 1), ergänzt durch eine originelle Erklärung der Zahl von 129 Fischen (Joh 21 in Zusammenhang mit Lk 5).

2) Vergebung und Versöhnung und wie sie zustande kommen: Verf. spricht eingehend von der „vorleistungsfreien“ Liebe Gottes zu uns, die nicht einfach alles lässt, wie es ist, sondern zum Guten verändern will und kann. Gedeutet werden dazu Schriftworte wie das von der „Verfluchung“ des Feigenbaumes (Mt 11 und Lk 13), von der siebenundsiebzigmaligen Vergebung (Mt 18 und Lk 17) und die Zachäus-Geschichte (Lk 19).

3) Über das Beten zu den drei göttlichen Personen (der umfangreichste Abschnitt): Verf. berichtet über die Deutungsversuche der Glaubensaussage vom dreifaltig-einzigem Gott in der Kirchengeschichte von Augustinus über Richard von St. Viktor (Perichorese) bis hin zu der bildlichen Deutung durch die berühmte Rubljov-Ikone vom Besuch der drei Männer bei Abraham (Gen 18), erklärt die entsprechenden Aus-

sagen des Credo, erzählt von der Gebetspraxis der Heiligen aus dem Karmeliter-Orden und führt schließlich zu der Erkenntnis, dass auch wir „zu dritt“ sind, Person in Gemeinschaft als Gottes Abbild, und demzufolge aus dem Testament Jesu, der Fußwaschung (Joh 13), leben können und sollen – zusammen mit allen Menschen und Völkern, die ja alle von Gott geliebt sind, und die der mit uns gehende Jesus an sich ziehen will.

Auch wer sich schon lange von Berufs wegen mit der Hl. Schrift, der Dogmatik und der Spiritualität befasst, wird durch dieses Buch vieles neu sehen und manches hinzulernen. Wie seine vorausgegangenen Schriften, so berührt auch diese durch das persönliche Glaubens- und Gebetszeugnis des Verfassers. Sein Anliegen ist es ja, nicht nur zum Mehr-Wissen und Besser-Verstehen zu führen, sondern darüber hinaus zum Gespräch mit dem drei-einzigem Gott. Dazu sollen auch mehrere freigelassene Druckseiten führen, die an einigen Stellen des Buches eingefügt sind und zum betenden Innehalten einladen. Ganz sicher wird auch dieses Büchlein viele Leser finden.

Norbert Friebe

Hans-Rüdiger Schwab (Hrsg.), Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert, Butzon & Bercker: Kvelaer 2009, 812 S.

Die Zeiten, in denen Politiker zuvörderst katholisch und dann auch Politiker waren, sind vorbei. Vorbei sind auch die Zeiten, in denen es eine ganz Reihe ausgeprägter und einflussreicher katholischer Intelligenz gab: Männer und Frauen, die zwar der Kirche eng verbunden waren und dies auch offen zeigten, gleichwohl aber im öffentlichen Diskurs gehört und geachtet wurden.

Umso mehr erstaunt es, dass sich gerade jetzt der Professor für Kulturpädagogik an der Katholischen Fachhochschule Münster, Hans-Rüdiger Schwab, einem fulminanten und schergewichtigem Projekt gestellt hat: der Präsentation katholischer Intellektueller. Mehr als 800 Seiten hat sein Buch und es versammelt Porträts von Menschen, des 20. Jahrhunderts, die aus katholischer Geisteshaltung heraus die Debatten mitgeprägt haben. Manche hat man in einer derartigen Zusammenstellung selbstverständlich erwartet, wie Gertrud von le Fort, Ida Friederike Görres, Reinhold Schneider oder Carl Amery. Manche bieten dem Leser eine Überraschung, so Max Scheler, Hugo Ball oder Rupert Neudeck. Allein die Beispiele aber zeigen schon, dass der Band wirklich einen Querschnitt durch das Jahrhundert und durch die Disziplinen bietet. Natürlich sind Theologinnen und Theologen dabei, aber eben auch Journalisten, Philosophen und Politiker.

Schwab definiert als Herausgeber seine Kriterien der Intellektualität: „Im Intellektuellen kreuzen sich

die Vollzüge von Neugierde, Beobachtung, Analyse und Kritik. Er bevorzugt die Reflexion, ist also zunächst Denker, kein (oder nur in seltenen Fällen) Täter. Seine Interventionen stützen sich allein auf die ihm zur Verfügung stehende Macht des Geistes und des Wortes. Im darin offensichtlichen Dilemma liegt zugleich jedoch auch eine Stärke begründet" (12). Auf dieser Grundlage hat er die Auswahl getroffen, wohl wissend, dass sie nicht abschließend ist und dass es noch weiterer Porträts bedurft hätte.

Aber das Werk soll kein Lexikon sein oder ein Handbuch, sondern ein offenes Projekt. Das begründet auch die mangelnde Einheitlichkeit der Form, die der Leser, je nach Blickwinkel, als Verlust oder als Bereicherung erfahren kann.

Schwab will deutlich machen, das weder Intellektualität noch Katholizität einengt, sondern ganz im Gegenteil, durch den Diskurs (und auch in der Kritik natürlich) Weite eröffnet wird.

Schwab bleibt weiter an dem Projekt dran. Ein zweiter Band ist in Vorbereitung, auf den der erste den rechten Geschmack macht; besonders deshalb, weil es sich zwar um eine überwiegend historische Darstellung handelt (auch, wenn es sich bei einem Teil der Dargestellten um Zeitgenossen handelt), das Thema, das über die Biographien präsentiert wird, aber durchaus evident ist: Wo sind die katholischen Intellektuellen in Kirche und Gesellschaft und haben sie überhaupt eine Zukunft? Denn auf die Impulse, Ideen, aber auch Kritik, kurz: auf eine Kultur des Nachdenkens sollten weder Kirche noch Gesellschaft verzichten wollen.

Martin Lätzel

Josef Zmijewski, In Hoffnung unterwegs. Betrachtungen zum Kirchenjahr. Zusammengestellt und herausgegeben von Winfried Engel, mit Bildern von Norbert Gehring, Fulda 2010, 260 Seiten, 14,90 Euro

Das vorliegende Buch enthält Verkündigungsbeiträge, die Prof. Dr. em. Josef Zmijewski in den Jahren 1984–2006 für den Hessischen Rundfunk verfasst hat. Winfried Engel hat sie zusammengestellt und herausgegeben aus Anlass des 70. Geburtstages des Autors. Die Rundfunkansprachen sind Betrachtungen zum Kirchenjahr. Die Texte des Buches werden begleitet durch Bilder aus dem letzten Buch der Bibel, die der Künstler Norbert Gehring in den Jahren 2001–2006 angefertigt hat. Texte und Bilder beziehen sich inhaltlich nicht aufeinander, wie der Herausgeber zugibt, sie werden aber zusammengehalten durch eine gemeinsame Intention: Sie wollen bedrängten Christen damals wie heute Trost und Hoffnung geben.

Der Kölner Priester Prof. Dr. Josef Zmijewski war von 1980 bis 2006 Professor für Neues Testament an

der Katholisch-Theologischen Fakultät Fulda. Er hat auch in seinen wissenschaftlichen Werken immer wieder unter Beweis gestellt, dass er theologische Inhalte anschaulich und lebensnah zur Sprache bringen kann, so z. B. in seinem großen Apg-Kommentar aus der Reihe „Regensburger Neues Testament“.

Der Verfasser nimmt in seinen Betrachtungen Bezug auf das Evangelium des Festes bzw. des entsprechenden Sonntags oder ein Thema der Heilsgeschichte. Er bezieht sich gerne auf „Neue Geistliche Lieder“ oder auf Lieder aus dem „Gotteslob“ (z. B. GL 656 „Wir sind nur Gast auf Erden“, S. 214). Der Autor weicht nicht aus in ein allgemeines, unverbindliches und anonymes „Man“, er formuliert in der 1. Person Singular und bringt damit seine eigene persönliche Sicht der Dinge zur Sprache. Er verwendet gerne und ausführlich Bilder, denn Bilder helfen seiner Ansicht nach, die Bedeutung und die Bedeutsamkeit eines biblischen Ereignisses zu erhellen. Er weiß als Bibelwissenschaftler nur zu gut, dass auch Jesus seine Verkündigung in vielen Bildern aus der Alltagswelt seiner Zeitgenossen dargestellt hat. Mustergültig und aufschlussreich ist seine Erschließung des biblischen Bildes vom „Lamm Gottes“ (S.118). Theologische Fachausdrücke werden nicht einfach als selbstverständlich beim Leser vorausgesetzt, sondern erklärt und verdeutlicht für den Verständnishorizont des heutigen Menschen, so z. B. der theologische Begriff der „Sünde“ (S.115/117), der umgangssprachlich ja oft eine andere Bedeutung hat (z. B. der „Verkehrtsünder“). Der Verfasser arbeitet gerne mit Erzählungen. Denn diese beanspruchen den Leser, ohne ihn zu vergewaltigen; sie laden ihn ein, sie lassen ihm Zeit, sie regen seine Phantasie an; sie ermutigen ihn zu neuen, besseren Erfahrungen. Zmijewski verwendet Märchen der Gebrüder Grimm, einige der von Martin Buber gesammelten „Erzählungen der Chassidim“ oder Anekdoten. Er bringt erhellende Zitate von bedeutenden Heiligen oder Persönlichkeiten aus der (Kirchen-)Geschichte (besonders häufig Zitate von P. Alfred Delp SJ). Zmijewski ist keiner von denen, die nicht wissen, wo sie ihre Leser hinführen wollen. Seine Ausführungen haben eine wohltuende Zielstrebigkeit und Spannung. Er fasst sie manchmal unter ein Leitmotiv, das seine Ausführungen durchzieht. So beginnt er z. B. bei seiner Betrachtung zum Fest Johannes' des Täufers mit dem Slogan einer Kaffeewerbung aus dem Fernsehen „Alles soll so bleiben, wie es ist“, um ihn dann im Hauptteil mit der Botschaft des Täufers zu kontrastieren: „Nichts darf so bleiben, wie es ist. Alles muss sich ändern!“ (S.167).

Der Sammelband mit den Betrachtungen von Prof. Zmijewski ist alles in allem ein gelungenes Buch eines Neutestamentlers zum Kirchenjahr. Interessierte Bibelliebhaber werden es ebenso mit Gewinn lesen wie Prediger auf der Suche nach Hilfen und Anregungen für ihre Predigten.

Peter Seul

Unter uns

Auf ein Wort

Ich bin eigentlich ganz anders,
aber ich komme so selten dazu.

Ödön von Horvath
Aus: Wessen ich bedarf.
Köln 2000, 77.

Die „kölsche“ Beichte

Die Katechetin fragt die Kinder nach den klassischen 5 B's des Beichtens. Erstaunlich, was sie wissen! Noch erstaunlicher die folgende, eigenwillige, aber überaus geistreiche Interpretation eines kleinen „Büßers“:

Die „5“ B der Beichte

Besinnen = Nachdenken

Bekennen = Erzählen

Bereuen = Leid Tun

Bützen = Wieder Gut Machen

Bessern = Sich Ändern



„Kinder an die Macht!“ – so ein Lied von Herbert Grönemeyer. Oft treffen sie genau ins Schwarze bzw. den Nagel auf den Kopf. Kann man es schöner sagen, was Buße bedeutet? Es geht nicht um Asche auf dem Haupt und griesgrämiges Herunterbeten von Bußgebeten ... Viel wichtiger sind Taten der Liebe, die den Veröhnungswillen offenbaren. Das „Bützen“, der Kuss der Versöhnung ist auf jeden Fall ein hilfreiches, entwaffnendes Zeichen. Vielleicht hat das Kind dieses Zeichen öfters bei seinen Eltern gesehen ... So steht wieder einmal außer Frage, dass auch die Eltern noch einiges zum Beichtunterricht beitragen können.

aus: Pfarrbrief der Kath. Kirchengemeinde St. Nikolaus,
Wipperfürth

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E